Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **2 (1920)**

Heft 51

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fortschritt und Fraueninteressen

Erscheint jeden Samstag.

Abonnementspreis: Für die Schweiz: Jährlich Fr. 5.80, halbjährlich Fr. 4.40, vierteljährlich Fr. 2.20. Bei der Post bestellt 30 Cts. mehr. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen zugerechnet / Einzelnummer kostet 20 Cts.

Redaktion: Frau Elisabeth Thommen, Peltistr. 15, Zürich. Verlag und Expedition: Schweizer Frauenblatt A.-G., Aarau, Bahnhof tr. 1814. Tel. 61. Postcheck-Konto VI/1441. Alleinige Annoncen-Annahme: Orell Füßli-Annoncen Zürich, Bahnhofstraße 61 und deren Filialen in: Aarau, Basel, Bern, Chur, Luzern, St. Gallen, Solothurn, Genf, Lausanne, Neuchâtel etc.

Insertionspreise: Für die Schweiz: Die einspaltige Nonpareillezeile 50 Cts. Für das Ausland 75 Cts. Reklamen per Zeile Fr. 2.50. Chiffregebühr 50 Cts. Keine Verbindlichkeit für Platzierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß: Donnerstag Mittag.

Nr. 51 — Aarau, 18. Dezember 1920 — II. Jahrgang

Vereinheitlichungsgedanke und Taylorismus.

Die Industrien aller Länder müssen mehr denn je mit angespanntester Kraft arbeiten, sei es, um die einmal erreichte Machtstellung nicht wieder zu verlieren (Amerika, Japan), sei es, um dem bei wieder gleichmäßigerer Verteilung der Rohstoffe neu anschwellenden Wettbewerb gewachsen zu sein (England, Frankreich, neutrale Länder), sei es schließlich, wie in Deutschland und Oesterreich, um der furchtbaren wirtschaftlichen Not nach innen und nach außen zu steuern. Die Schweiz ist dabei vielleicht in einer ganz eigentümlichen Lage. Denn sie war ja immer, vielleicht noch mehr als England, das Land der Qualitätsarbeit. Sie wird sich also, um sich der auch ihr drohenden Krise zu entziehen, in noch ganz anderer Weise umstellen müssen, als die meisten anderen Länder. Denn eine feine Qualitätsarbeit ist wohl nur möglich in einigermaßen ruhigen Zeiten, in Zeiten unbehinderter Rohstoffzufuhr, freien Austausches mit allen anderen Kulturländern und vielleicht auch eines gewissen Gleichgewichts im internationalen Wohlstand. Alle diese Bedingungen treffen aber heute nicht zu, und mehr und mehr greift überall die Ueberzeugung um sich, daß alle Kräfte angewendet werden müssen, um bei möglichst geringen Produktionskosten, bei möglichster Kraft- und Zeitersparnis, ein qualitatives und quantitatives Höchstmaß an Produkten zu erzielen. Es ist klar, daß dies Ziel nur erreichbar ist bei dem äußersten Zusammenarbeiten, bei einer strafffen systematischen Organisation aller in Betracht kommenden Elemente —, kurz gesagt, bei einer weitgehenden Vereinheitlichung der industriellen Produktion. Wie kommt eine solche zustande und was gehört dazu?

Zunächst natürlich eine gemeinsame Verständigung der führenden Elemente. Die Gruppen von Fragen, um die es sich dabei handelt, sind allgemein etwa folgende (nach Garbotz, Vereinheitlichung in der Industrie, München und Berlin 1920, Verlag R. Oldenbourg): A. Verständigung über Fragen organisatorischer (geistiger Art), wie z. B. Maß- und Gewichtssystem, soziale Maßnahmen usw. B. Verständigung über technische Einzelheiten (also Mittel körperlicher Art), z. B. Normaltypen von Schuhen, Schrauben usw. Die erste Gruppe bezeichnet im wesentlichen das, was man heute Normung oder Normensetzung zu nennen pflegt; die zweite betrifft die Normalisierung und die Typisierung; die Spezialisierung endlich hat die Aufgabe, die Herstellung dieser Typen auf die geeigneten Unternehmungen zu verteilen. Das heißt also: man wird, nachdem man sich über Grundsätze allgemeiner Art geeinigt hat, die Vielfältigkeit der Produkte einschränken, man wird Typen aufstellen. Es kommt nicht sowohl darauf an, daß jeder kleinste individuelle Wunsch jedes Konsumenten befriedigt werde, sondern auf die Herstellung von Produkten, die bei höchst möglicher Zweckmäßigkeit und Güte verhältnismäßig leicht und billig herzustellen sind und einem allgemeinen Bedürfnis entsprechen. Die Typisierung der Fertigware setzt die Typisierung der Maschinen in all ihren unendlich vielen Teilen voraus, ja, auch eine Typisierung der menschlichen Handgriffe ist durchaus möglich. Durch diese Beschränkung in einer bestimmten Richtung werden nach allen Seiten hin Vorteile erreicht. Der Erfinder wird sicherer im Erkennen des von großen, allgemeineren Gesichtspunkten aus Notwendigen und Zweckmäßigen, der Hersteller im Großen und im Kleinen wird schneller und gewandter arbeiten und zugleich Besseres leisten. Der Kaufmann, der nicht mehr auf Launen Einzelner angewiesen ist, sondern auf eine größere Gleichmäßigkeit und Sicherheit seines Geschäftes rechnen kann, wird großzügiger und ruhiger im Bestellen von Waren, im Ausnutzen von Transportmöglichkeiten, in der Rohstoffbeschaffung. Der Verbraucher schließlich wird Zeit, Geld und Kraft ersparen, sei es durch die kleinere Auswahlmöglichkeit an sich, sei es durch größere Uebung im Gebrauch, sei es durch geringere Transportkosten und -zeiten. Denn es leuchtet ja ohne weiteres ein, wie vorteilhaft es ist, wenn die einzelnen Teile gewisser Gegenstände soweit wie möglich gleichmäßig hergestellt werden, so daß wenigstens innerhalb eines Landes ein irgendwo angefertigter Gegenstand in jedem andern Landesteil repariert und erneuert werden kann. Ein Beispiel dafür: in Deutschland spielen die Prothesen für Kriegsverstümmelte eine große Rolle. Man hat nun die Normalisierung der Schraubengewinde und Befestigungszapfen z. B. für Armersatzteile durchgeführt, so daß der Kriegsbeschädigte überall innerhalb Deutschland passende Ansatzstücke für seinen Beruf bekommen kann. Mit der Vereinheitlichung der Betriebe vereinfacht sich natürlich auch Zahl und Umfang der für sie nötigen Gesetzesmaßregeln, auf dem Gebiet der Unfallverhütung des Versicherungswesens usw. Die große Gefahr bei diesen Bestrebungen liegt nun darin, daß in unrechten Hirnen und Köpfen die Vereinheitlichung zu einer Verkäscherung und Schematisierung führen kann. Das wäre zugleich das Ende. Hier ein kräftiges Leben, eine organische Weiterentwicklung zu schaffen und zu erhalten, ist Pflicht und wirklich wundervolle Aufgabe der Wissenschaft und der Praxis, die jede für sich und vor allem auch in ihrem Zusammenarbeiten ein großartiges Arbeitsfeld vor sich haben. Immer wieder enthüllen sich ja neue Naturgesetze, immer wieder tauchen neue natürliche oder auf chemischem Wege gefundene Rohstoffe auf, die die Produktion in neue Bahnen zu lenken vermögen. Der menschliche Geist kennt keinen Stillstand, und auch die menschlichen Bedürfnisse ändern sich fortwährend. Solchem unaufhörlichen Wechsel hat das Vereinheitlichungsprinzip Rechnung zu tragen; es muß sich dauernd entwickeln, dauernd anpassen können.

Wie gefährlich eine Veräußerlichung und Schematisierung eines an sich lebendigen und wertvollen Prinzips sein kann, beweist die Geschichte des Taylorismus, in den ja auch der Vereinheitlichungsgedanke hineingehört. Der Begriff ist so sehr mißverstanden und mißbraucht worden, daß sein ursprünglicher Inhalt darüber verloren zu gehen drohte. Taylors Grundgedanke ist die „wissenschaftliche Betriebsführung". Darunter verstand oder vielmehr mißverstand man namentlich in Amerika eine weitgehende Schematisierung und Maschinisierung der Arbeit, ein Einstellen des einzelnen Arbeiters auf ganz eng begrenzte Teilprozesse, und man erzielte dadurch in der Tat hier und da eine Steigerung der Leistungen und der Einnahmen. Aber das konnte nicht von Dauer sein bei dieser rein mechanischen Ausnutzung der menschlichen Kraft. Sehr bald wehrten sich zunächst die Arbeiter, dann auch die Arbeitgeber gegen diesen sogenannten „Taylorismus". Dessen Sinn aber ist ein ganz anderer. Taylor (in Philadelphia 1856 geb., 1915 gest.) will, daß der Arbeiter unter möglichster Schonung seiner Kräfte ein quantitatives und qualitatives Höchstmaß von Leistung erziele, daß dabei, wo es nötig ist, die Arbeitszeit gekürzt und der Lohn gesteigert werden. Bei alledem können und sollen auch die Gesamteinnahmen gesteigert werden. Daß dieser fast unmöglich scheinende Erfolg tatsächlich erreichbar ist, haben Taylor und seine Anhänger in vielen Fällen bewiesen. Voraussetzung ist eine Prüfung des Arbeiters (jeglicher Art) auf seine geistigen und körperlichen Anlagen hin, um festzustellen, für welche Art von Arbeit er sich am besten eignet. Dabei soll jeder Teilarbeiter Einsicht in und vertiefstes Interesse für den Gesamtbetrieb haben, um den Wert seiner Teilleistung zu verstehen und zu schätzen. Er braucht nicht dauernd bei dem gleichen Teilprozeß zu bleiben, denn bei den (regelmäßig wiederholten) Prüfungen kann sich ein anderes Bild ergeben, eine Funktionsänderung, eine Weiterentwicklung usw. Neben der Veranlagung des Menschen wird der Arbeitsvorgang bis ins kleinste geprüft. Jede kleinste Teilarbeit wird genau untersucht auf ihre Zweckmäßigkeit in Mitteln und Ausführung. Jede Möglichkeit der Ersparnis an Zeit, Kraft und Material bei Erzielung möglichster Güte wird ausgenutzt. Dazu gehört natürlich eine sehr gründliche wissenschaftliche und praktische Ausbildung der Prüfenden. Ein Beispiel für die tatsächlich von Taylor geleistete Arbeit (nach Winter, Der Taylorismus, Leipzig 1920, Verlag S. Hirzel): Beim Verladen von Roheisen beförderte ein Arbeiter täglich 12,5 bis 18, ganz ausnahmsweise 25 Tonnen vom Stapelplatz auf den Waggon. Taylor beobachtete zunächst die Arbeiter selbst und suchte die geeignetsten aus. Sodann verbesserte er die Traggurte und die Lage des Aufgangsbrettes am Waggon. Er beobachtete jede Bewegung beim Gehen und Stehen, beim Auf- und Abladen, und schlug zweckmäßige, erleichternde Veränderungen vor. Er regelte das Verhältnis von Arbeit (hier 43 Prozent!) und Ruhe (57 Prozent). Resultat: Tagesleistung durchschnittlich 47½ Tonnen bei dauerndem Wohlbefinden der Arbeiter; Erhöhung des Tageslohns und der Gesamteinnahmen, nämlich so:

Frühere Betriebskosten $\frac{\text{Tageslohn 115 Cts.}}{\text{Zahl der Tonnen 12}\frac{1}{2}} = 9{,}2$ Cts.

jetzt $\frac{\text{Tageslohn 185 Cts.}}{\text{Zahl der Tonnen 57}\frac{1}{2}} = 3{,}9$ Cts.

also Erhöhung des täglichen Arbeiterlohnes um 70 Cents, der Gesamteinnahme pro Tonne um 5,3 Cents. Dabei nicht Mehranstrengung, sondern Schonung des Arbeiters. Für alle Arten von Arbeit, von Betrieben weist Taylor den Weg. Ueberall geht er aus von: Zerlegung der Arbeit in kleinste Elemente, wissenschaftlicher Zeit- und Bewegungsstudie, systematischer Auslese der Arbeiter, ihrer umfassenden Weiterbildung, engem Zusammenarbeiten der Arbeiter unter sich, des Arbeitgebers und des Arbeitnehmers.

Auf weitere Einzelheiten hier einzugehen, verbietet der Raum. Nur auf eins sei an dieser Stelle wenigstens noch hingewiesen: daß Taylorismus und Vereinheitlichungsgedanke auch im Haushalt eine große und segensreiche Rolle spielen können. Wenn die Hausfrau sich hier und da einige stille Stunden nähme, um ihren Haushalt für einige Zeit im voraus einzuteilen, wenn sie über Aufbewahrungsort und Beschaffenheit jedes Werkzeuges jederzeit Bescheid wüßte, wenn sie Uebersicht und Großzügigkeit genug besäße, um im rechten Augenblick auszugeben oder zu sparen, wenn sie über Rezepte, Winke und dergleichen eine Kartothek führte usw., so würde sie nicht nur Zeit und Geld sparen, sondern vor allem sehr viel Zeit, die Mann und Kindern, die der Vertiefung und Verschönerung des Lebens zu gute kämen.

Natürlich kann eine praktische Durchführung des Vereinheitlichungsgedankens nicht von Einzelnen, sie muß vom Staat ausgehen. Tatsächlich sind auch vielerorts die Anfänge dazu vorhanden. In Amerika gibt es seit 1900 das „Bureau of Standards", in England seit 1910 ein „National Physikal Laboratory" und das „Main Engineering Standard Committee". In diesen beiden Ländern bestehen gewisse Schwierigkeiten wegen der noch nicht zu erreichenden Einführung des metrischen Maß- und Gewichtssystems. Es ist zweifellos für die dortigen Produzenten vorteilhaft, daß weite Kreise ausländischer Käufer sich nicht darüber klar sind, daß ein englisch-amerikanisches Pfund weniger wiegt als 500 Gr. (das deutsche Pfund), ein Yard kleiner ist als ein Meter. — In Deutschland ist die zentralisierende Organisation schon weit vorgeschritten. Dem „National Physical Laboratory" entspricht hier die Physikalische Reichsanstalt. Schon seit etwa 1873 beschäftigte sich eingehend mit diesen Fragen der „Verein deutscher Ingenieure". Aus seinen Arbeiten ging schließlich 1917 der „Normenausschuß der deutschen Industrie (Nadi)" hervor, der nun, auf breitester Basis ruhend, die Vereinheitlichungsarbeit in engster Fühlung mit allen beteiligten Kreisen in großen Zügen leiten, fördern und überwachen will. Daneben arbeiten ergänzend der „Ausschuß für wirtschaftliche Ertüchtigung" und die „Ausschüsse für Betriebsorganisation".

Das ideale Endziel dieser Bestrebungen wäre natürlich erst dann erreicht, wenn sie nicht nur innerhalb der einzelnen Länder, sondern im internationalen Verkehr sich Geltung verschafften. Bis das aber in der Welt wieder einmal möglich wird, muß jeder Kulturstaat für sich diese im tiefsten Sinne sozialen Probleme durchdenken und verbreitend verarbeiten.

Dr. Gertrud Tobler.

—o—

Aus der Bundesversammlung.

Bern, den 15. Dez.

Die erste Woche der Wintersession liegt hinter uns, die verschwenderische Rosenpracht auf den Präsidentenpulten beider Räte, mit der die Tessiner und die Appenzeller Abgeordneten die Wahl ihrer Kantonsbürger auf die Ehrensitze feierten, ist verschwunden. Unter dem neuen strammen Regiment des Herrn Garbani-Nerini (Lessin) im Nationalrat und des Herrn Dr. Baumann (Appenzell A.-Rh.) im Ständerat wird nun gar tüchtig gearbeitet. Trotzdem liegt bereits der Beschluß vor, im Januar 1921 eine außerordentliche Tagung einzuschieben. Wie sollte man sonst über den parlamentarischen Geschäftsberg hinüber gelangen?

Zum erstenmal nimmt im Nationalrat ein Sozialdemokrat den Stuhl des Vizepräsidenten in Beschlag: Es ist der ehemalige Stadtpräsident von Bern, Hr. Gustav Müller. Die Ungunst seiner bürgerlichen Mitbürger hat ihm das Finanzszepter der Bundesstadt entwunden; nun winkt ihm in der neuen eidgenössischen Würde ein Trost. Allerdings zeigte sich seine Wahl wenig glänzend im Vergleich zu derjenigen des Vizepräsidenten des Ständerates Dr. Räber (Schwyz), der trotz seiner Zugehörigkeit zur katholisch-konservativen Minderheit aller Sympathien genießt.

Als dringend notwendiges Geschäft erledigte der Nationalrat sein eigenes Reglement, die Satzungen, nach denen er sich fürderhin zu verhalten hat. Durch die erfolgte Revision erstrebt man raschere und einfachere Behandlung der Traktanden und damit Ersparnis der teuren Parlamentszeit. Die wichtigsten Neuerungen bestehen in der Beschränkung der Rededauer auf 30 Minuten, wenn der Rat nicht ausdrücklich anders beschließt, in den Bestimmungen, daß dem nämlichen Redner zum gleichen Thema nur zweimal das Wort erteilt wird und daß Schluß der Diskussion eintreten muß, wenn alle Parteien und drei weitere Diskussionsreder angehört worden sind. Ein sozialdemokratischer Streichungsantrag galt dem Artikel 9, welcher sagt, daß Mitglieder, welche den Amtseid oder das Gelübde verweigern, an den Verhandlungen nicht teilneh-

---

Feuilleton.

Das Kind.

Von Paul Gasser.

4]

Es dauerte denn auch eine kleine halbe Stunde, so kam ein Schutzmann ins Haus und marschierte straks hinauf. Marthe wollte sich erst einriegeln in ihrer Herzensangst; aber dann flog sie doch an die Flurtür, als es klopfte. „Wohnt hier dier Fräulein Gersdörffer?" fragte er streng. „Ich bin es selbst," gestand sie stotternd und erwartete ein Donnerwetter, wie es selten niedergeht. Statt dessen fiel er plötzlich in einen sanftern Ton und hinterließ nichts als ein Schreiben. „Was ist's?" wagte sie schuldbekommen noch zu fragen; er zuckte die Achseln und ging. Sie suchte also nach der Lesebrille und erbrach zitternd das Schreiben. „Es ist dem Fräulein Martha Gersdörffer als der Mutter des Betroffenen, zu eröffnen: Daß in der Nacht vom 6. zum 7. September um drei Uhr morgens im Raufhandel mit einem Unbekannten (Zuhälter?) der neunzehnjährige Erich Gersdörffer verletzt und ins Josefspital zu verbringen ist." Da fangen die Buchstaben an, zu tanzen, erst die großen, dann die kleinen, es mischt sich der Tisch darein, Fenster, Wand, und dann machte der Stuhl, darauf sie sich stützte, einen Sprung und polterte mit ihr mitten in den Tanz hinein. — Als sie wieder um sich zu schauen begann, stand alles bockfest still. Sie allein schwankte noch etwas, als sie hinunterlief wie sie war. Denn sie meinte, sie dachte, vielmehr sie mußte den Schutzmann wieder einholen, ihn zu einem Widerruf bewegen. Auf jeder Treppe guckte eine Türspalte und glaubte, Marthe begehrte nun den freundnachbarlichen Rat — sie lief und lief und als sie etwa zum fünftenmal durch die Brunngasse über den Altplatz immer wieder zu ihrem Hause kam, begann sie zu verzweifeln, daß sie ihn noch erreichte; jedoch man wies sie jetzt, die Leute liefen mit ihr und richtig, da stand er an der Ecke. Er wußte von nichts, weiß Gott er hatte alles vergessen. Aber er brachte die aufgeregte Person nach seinem Wachtposten, wo sie ergeben, verwirrt und stille saß, indes das Telephon hin und her lief für sie. Man kam ins reine über sie und ihre Angelegenheit; ein dritter Polizeimann führte sie jetzt in das St. Josefsspital. Hier, währenddem er zum Pförtner sich wandte, nahm sie die Gelegenheit wahr und entwischte; sie lief jedoch nur im großen Spitalkorridor auf und nieder: Erich, Erich, Erich! — nichts als Schwesternköpfe: Pst, pscht, psch, pß! — und schon kamen Polizeimann und Pförtner angaloppiert. Ja, sie sollte Erich sehen, sogleich. Sie ließ sich in einen großen leeren Raum bringen, da war abermal kein Erich, nur wieder eine Schwester mit leisen Tritten. „Wo haben Sie ihn?" „Sogleich, nur ruhig, gleich." Die Schwester verschwand und als die Tür aufging, war es wiederum nicht Erich, sondern ein Arzt, der nun sofort auf Marthe zutrat. „Frau Gersdörffer?" Der Pförtner nickte, sie selbst beschränkte sich darauf, weiß wie ein Spitalhemd zu sein. „Wollen Sie mir bitte folgen," sagte der Arzt zuvorkommend. Er führte sie ins Leichenhaus. —

Als Marthe am späten Nachmittag in ihre Wohnung zurückkehrte, war sie also allein. Sie hatte so inständig gefleht, daß man ihr ihn mitgäbe; wäre so gerne noch einmal recht bei ihm und mit ihm gewesen, im eigenen Stübchen. Man kann sich billig fragen, ob ein eben gestorbenes Kind für die Mutter nun auch schon tot und ein Klumpen Erdfleisch sei, wie für andere; ob es für sie nicht viel mehr im Schlafe liege, entschlafen wie hundertmal vorher, freilich nicht um fröhlich wieder zu erwachen, wie jene hundert und tausendmal — es ist wahr —, vielmehr um Stund für Stund nur tiefer in Schlaf zu fallen, zu versinken darein und seine Mutter zu vergessen. Sei es, jedenfalls möchte sie noch dies und jenes mit ihm reden, tot oder lebendig, möchte Abschied machen nicht einmal nach der Spitaluhr geregelt, nein mehrere Male, vielleicht fünfmal, vielleicht fünfzehn Mal, nach den verschiedenen Arten von einander Abschied zu nehmen — und es war zu hart für Marthe, daß man die stille Feier ihr nicht zubilligte. Nicht zubilligen konnte; denn es waren Untersuchungen im Gange, die der Polizei und dem Untersuchungsrichter das nächste und beste Anrecht an den Toten gaben. Als sie ins Haus trat, waren die Stiegen voller Neugier und voller Beileid. Die Nachbarn wußten jetzt alles. Du mein Gott, oft genug hatten sie diesen Störefried, den Nachtbuben verwünschen. Daß er endlich zum Teufel ginge! Jetzt ist es geschehen; fortan wird er niemanden unter ihnen noch stören. Für seine armselige Mutter wollten sie daher zusammen einstehen und es war die Straßenbahnerin, die als erste das Mandat übernommen. Sie war es gewesen, die in Marthes Stube jene Polizeianzeige aufgestöbert und publik gemacht, sie war es auch, die inzwischen jenen Vorfall auf der Stiege in ein neues Licht gerückt hatte, in das der Vorahnung nämlich, wobei denn jener Kübelsprung nicht mehr und nicht weniger anzeigte, als den Todesseufzer des jungen Gersdörffer. Sie stieg nun also mit Marthe hinauf, kam bald wieder; es war jetzt aus dem zittrigen Geschöpf kein rechtes Wort herauszuklauben, zudem, wie wir wissen, Scheuertag, vor Mariä Geburt der Tag. „Rufens nicht dann, wenns was brauchen, gelt, Frau Gersdörffer. Rufens?" Die nickte.

Es zeigte sich wieder einmal, daß irgendeine Hoffnung, und sei es die geringste, erbärmlichste, die elendeste Hoffnung der Welt, unsere Erniedrigung zu hellen, und uns zu stützen pflegt; auf daß wir nicht preisgegeben seien. Wo aber das Hoffen mangelt, da schlagen Niedrigkeit und Prüfung uns nicht allein zu Boden, sondern hinein in den härtesten Boden. So hier. Bislang, da mocht es schlimm sein wie es mochte und zum Verzweifeln, wie man zu sagen pflegt; es konnte immer auch einmal anders kommen und so, wie Marthe erhoffe. Nun sie den Sohn verlassen, ihn hingegeben, und sie war es, die ihn verlassen seit er kalt, stumm, öd die atmenden Lippen — nun erst wichen auch Kraft und Trotz von ihr, bis sie völlig und haltlos dem Unheil anheimfiel. Es schien, als ob das von Stund zu Stunde geschähe. Am Abend war die Straßenbahnerin oben, nahm mit ihr das Abendbrot, um sie bequemer dazu zu vermögen; die Aermste schien ruhig und ergeben. Sie machte Andeutungen, daß sie wohl wüßte, Gott habe ihren Erich gerufen, damit die Leute seine verkrüppelte Seele nicht gewahr werden sollten. Seine Seele hat nämlich das Höckerchen, wies die Mutter am Rücken trägt: das nimmt ihm jetzt Gott hinweg. Die Straßenbahnerin stimmte freudig zu: „Jawohl, das nimmt ihm Gott selber hinweg, liebe Frau Gersdörffer. Denn wir vermögen so etwas nicht, i du mein Gott;" und dann nickt Martha geheimnisvoll und staggelte so etwas, die Operation dauerte siebenzehn Tage und nach siebenzehn Tagen käme der Bursch zurück. Sie wies es bestimmt doch artig ab, für die Nacht Gesellschaft in Anspruch zu nehmen, und so schläft man denn gerne im eigenen Bett. Am Morgen aber war sie bereits verschlossen, wortscheu und daran, in sich selber zu versinken. Sie begann jetzt aus ihren Schränken alte Kinderwäsche hervorzuholen, Stücke aus Erichs ersten Lebensjahren, Höschen, Leibchen, Hemden, Strümpfe, Plätze zum Unterlegen: weiß der Himmel, wo das alles gesteckt hatte. An diesen Stücken nähte und stichelte sie fortan ohn Unterlaß, als ob weiß was zu flicken wäre daran — man ließ sie gewähren.

(Schluß folgt).

men können. Der Rat beschloß, am Artikel festzuhalten, trotzdem Herr Forster (Soz.) „Eid und Gelübde" als veraltete Einrichtungen bezeichnete. Ein Hellseherischer Fürsprecher hat bereits gefunden, daß aller Revision zum Trotz immer noch Wege offen stehen, um auf das alte, breitspurige Geleise zurückzukehren. Von der richtigen Interpretation durch den Präsidenten hängt also der Erfolg des neuen Reglements ab.

Von Bedeutung für das wirtschaftliche Leben sind die Beschlüsse des Nationalrates betreffend die Erhöhung der Postagen im innern Verkehr und betreffend die neuen, ebenfalls erhöhten Weltpostagen gemäß den am Madrider Postkongreß abgeschlossenen Verträgen. 20 Rappen muß ein Brief von Neujahr an für eine Schweizerreise bezahlen und 40 Rp. vom 1. Februar an, wenn er dem Ausland zustrebt. Bedenkt man, daß unsere eidgenössische Postverwaltung immer noch mit Millionendefiziten arbeitet, dann wird man nicht von Postwucher reden können. Für das Zeitungsgewerbe freilich, das unter nichts weniger als rosigen Existenzbedingungen leidet, bedeuten die neuen Taxen eine unerfreuliche Bescherung; immerhin wurde die Konzession gemacht, daß sie für Zeitungen erst im Juli 1921 in Kraft treten sollen.

Der Nationalrat hat ferner den Voranschlag des Bundes pro 1921 in Angriff genommen. Man wußte von vornherein, daß das Militärbudget nicht nur einen gewöhnlichen Stein, sondern geradezu einen massiven Block des Anstoßes bilden werde. Der Rat sah davon ab, schon in der Eintretensdebatte auf eine Erörterung derselben einzugehen. Als aber zu Ende der ersten Sessionswoche die Detailberatung beim Militärdepartement angelangt war, da brach der Ansturm los — die sozialdemokratische Fraktion reichte ihren bekannten Antrag ein, das Militärbudget im Betrag von 75 Millionen Fr. zu streichen. Die Redner der freisinnigen Fraktion und der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei erklärten Zustimmung zum Budget; die katholisch-konservative Fraktion knüpfte an ihre Zustimmung das von Hrn. Walther eingebrachte Postulat an, es möchte der Bundesrat prüfen, ob nicht durch Einführung eines zweijährigen Turnus der Wiederholungskurse und durch Einschränkungen bei der Artillerie und beim Trainwesen ca. 12—15 Millionen zu ersparen wären. Eine kleine Gruppe Linkskreisfinniger erhob das Postulat der Katholisch-konservativen zum Antrag, es sei das Budget im Sinne der Anregungen des Postulates an den Bundesrat zurückzuweisen. In den Kommissionssitzungen, im Rate, in einer großen öffentlichen Veranstaltung der kantonalbernischen Fortschrittspartei hat Bundesrat Scheurer mit aller Entschiedenheit erklärt, ein Beschneiden des Militärbudgets müßte unfehlbar zur Folge haben, daß unsere Armee wegen ungenügender Ausbildung nicht mehr imstande wäre, ihre Aufgabe zu erfüllen: Schutz des Landes gegen außen; Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung im Innern! — Die Enttäuschung über die Wirkungen des Friedensvertrages und das langsame Mahlen der Mühlen des Völkerbundes klang aus manchen Voten heraus und läßt verstehen, daß das Militärbudget schließlich mit überwiegendem Mehr genehmigt wurde. Das Postulat Walther kam in abgeänderter allgemeiner Form zur Annahme. Ein Zwischenruf aus dem sozialdemokratischen Lager: „Wir brauchen keine Armee zur Aufrechterhaltung der Ordnung; denn was wir in der Schweiz haben, das ist die Unordnung" wurde vom Chef des Militärdepartements in aller Ruhe pariert mit den Worten: „Der Bundesrat ist in der Lage, zahlreiche Zuschriften solcher vorzuweisen, die gerne aus der Ordnung Rußlands" in die „Unordnung der Schweiz" zurückkehren möchten."

Der 8. September brachte dem Nationalrat eine Motion Waldvogel (B.-G.-P.), die Frauenkreise besonders interessieren muß, weil darin die Idee des weiblichen Dienstjahres zum erstenmal Einzug in einen eidgenössischen Ratssaal hält. Sie lautet:

Der Bundesrat wird ersucht, die Frage zu prüfen, ob nicht aus erzieherischen, hygienischen, sozialen, volkswirtschaftlichen und nationalen Gründen eine sechsmonatliche Arbeitsdienstpflicht für die gesamte schweizerische Jugend einzuführen sei. Diese Dienstpflicht ist von der männlichen Jugend in der Regel nach dem zurückgelegten 20. Jahre, von der weiblichen Jugend nach dem zurückgelegten 18. Jahre zu leisten. Die Zeit der Rekrutenschule für die Militärpflichtigen ist in Abzug zu bringen von den sechs Monaten. Für den Teil der Jugend des Landes, der sich berufsmäßig mit Erzeugung von Nahrungsmitteln abgibt, findet eine Reduktion dieser Arbeitsdienstpflicht bis auf 3 Monate statt.

Als Hauptgrundsätze für den Arbeitsdienst sollen gelten: Für die männliche Jugend ist in erster Linie körperliche Arbeit in freier Luft ins Auge zu fassen, wie Meliorationen im Flachland und im Alpgebiet, Wald-, Land- und Gartenarbeit. Die Bestrebungen der Innenkolonisation sollen kräftige Unterstützung finden. Mit der weiblichen Jugend soll Arbeit verrichtet werden auf dem Gebiet der Kranken- und Kinderpflege, sie soll in den verschiedenen Wohlfahrtseinrichtungen Hilfe leisten und besonders auch Gartenarbeit auf sich nehmen.

Ein Hauptaugenmerk ist darauf zu richten, daß die Jugend verschiedenster Berufsstände, verschiedener Landesteile, verschiedener Stamm- und Sprachgebiete durch den Arbeitsdienst miteinander in Fühlung gerät und daß sie durch die Arbeit auch in verschiedene Landesteile geführt wird. — Arbeitsgelegenheiten können vom Bund, von Kantonen, Gemeinden und Privaten geschaffen werden. Neben einer verständigen Körperpflege sollen während dieser Dienstzeit auch die idealen Güter des Lebens nach ethischer und ästhetischer Richtung gebührende Förderung finden; sie soll zugleich zu einem Stück „Volkshochschule" werden.

Es wird noch viel abkühlendes Aarewasser unten am Parlamentsgebäude vorbeirauschen, bis diese Motion auf einer Tagesordnung erscheint, geschweige denn bis ihre Anregungen in Fleisch und Blut des Schweizervolkes übergehen. In weiten Frauenkreisen wäre man dankbar, wenn die eidgenössischen Räte einstweilen zu einer Gesetzgebung Hand bieten wollten, welche dem alten, um vieles einfacheren Frauenpostulat der obligatorischen Fortbildungsschule für beide Geschlechter auf dem ganzen Schweizerboden zur Verwirklichung verhilft. Auf den Gebieten der Kranken- und Kinderpflege, der Hauswirtschaft, des Gartenbaues, wie sie Herr Waldvogel für die weibliche Jugend ins Auge faßt, ließe sich dann schon recht viel erreichen!

Aus der Arbeit des Ständerates heben wir den Abschluß der Beratung des Bundesgesetzes über das Urheberrecht an Werken der Literatur und Kunst hervor, es hat den Rat in zahlreichen Sitzungen beschäftigt. Kommissionspräsident Dr. Wettstein bewies als Referent eine imponierende Beherrschung der schwierigen Materie. Künstler und Literaten dürfen ihm dankbar sein für die verständnisvolle Vertretung ihrer ideellen und materiellen Interessen. Das neue Gesetz wird ihnen den Schutz bieten; den sie bisher vermißten und dessen Fehlen sie im Verkehr mit dem Ausland benachteiligte.

Ein Uebereinkommen ganz besonderer Art hat der Ständerat, dem die Priorität zufiel, im Laufe der letzten Woche behandelt: die Konvention der Schweiz mit Liechtenstein über die Besorgung des Post-, Telegraphen- und Telephondienstes im Fürstentum Liechtenstein. Einstimmig genehmigte der Ständerat diesen Vertrag, durch den die Schweiz die Postverwaltung in dem kleinen östlichen Nachbarländchen übernimmt, das nur 10,000 Einwohner zählt, die von den drei Postanstalten in Vaduz, Balzers und Eschen bedient werden. Es ist der Wunsch der Bevölkerung von Liechtenstein, auch auf andern Gebieten mit der Schweiz in Verbindung zu treten. Dem Postvertrag wird bald ein Zollvertrag folgen. Dem kleinen Land fällt es schwer, seine Verkehrseinrichtungen selbständig zu gestalten; es sucht heute die wirtschaftliche Anlehnung bei der Schweiz, die es früher bei Oesterreich gefunden. Politische Schwierigkeiten können unserm Land aus diesen Vertragsverhältnissen nicht erwachsen, da Liechtenstein weit unabhängiger als Vorarlberg dasteht. Seine Selbständigkeit ist im Friedensvertrag von St. Germain gewährleistet. — Der Postvertrag stellt sich als ein Unikum dar; er legt Zeugnis ab für das hohe Vertrauen, das unsere staatlichen Einrichtungen bei den Nachbarn genießen.

Es bliebe über die Arbeit des Ständerates noch manches zu sagen, doch eingedenk der Mahnung der Redaktion des „Schweiz. Frauenblatt" wollen wir uns der Kürze befleißen. Es soll dem Rat der Stände im nächsten Bericht Gerechtigkeit widerfahren.

Julie Merz.

—0—

In der Völkerbundsversammlung.

Genf, 15. Dezember.

Eine trübe Woche! Fast schien es, als ob die Stimmung der düsteren Dezembertage auf die Arbeit der Völkerbundsversammlung drückend wirken würde, als ob Schatten, die man in die Vergangenheit verbannt wähnte, wieder auftauchten. Während langer Stunden wartete man auf ein erlösendes Wort, das uns von dem Alpdrücken befreien würde. Doch das Wort kam nicht; es wurde weiter verhandelt und festgeschnürt wurden die Bande um die Menschheit für den Krieg der Zukunft: Denn was bedeutet die wirtschaftliche Waffe anders, als die Organisation des Zukunftskrieges? Wenn man bis zum letzten Kriege unschlüssig sein konnte über die Zweckmäßigkeit der Blockade, als Mittel, einen Staat, der sich als Störenfried in der Völkergemeinschaft erweist, wieder in gesetzmäßige Wege zu bringen, so haben uns doch die Ereignisse der letzten Jahre die Augen völlig geöffnet über die Ungeheuerlichkeit, die Grausamkeit der Hungerblockade, sowie über seine unerwarteten Prallschüsse und über die allgemeine ökonomische Wirrnis, die infolgedessen entsteht. Wie kurzsichtig muß es uns vorkommen, wenn Staatsmänner in der Versammlung erklärten: welches auch die Folgen für das eigene Land sein werden, wenn die Blockade einmal über ein Land verhängt ist, so werden alle Mitglieder des Völkerbundes sie anwenden müssen. Also wieder Krieg, Krieg mit seinen entsetzlichsten Folgen, die dem Beschießen der eigenen Städte und Dörfer gleichkommt, wie es bei den Kämpfen des Weltkrieges so häufig geschah, daß man zuweilen kaum unterscheiden konnte, was vom Feind und was von den eigenen Truppen zerstört worden war. Krieg gegen die Unschuldigen, gegen Frauen und Kinder, gegen die ärmere Bevölkerung, denn bekanntlich trifft die Blockade nicht die Reichen, die sich zu hohen Preisen die von Schiebern und Schmugglern gehamsterten Waren verschaffen können. Krieg, elender, feiger, ruhmloser Krieg, der dem in sich schon ruhmlosen Munitionskrieg nachfolgen soll. Es kommt einem doch wie eine Herausforderung an die Völker vor, daß ihnen eine solche Entscheidung als gesetzmäßiger Weg aufgedrungen werden soll. Am Ton der Verhandlungen konnte nun auch die Qualität des Verhandlungsgegenstandes festgestellt werden: da sprach jeder für seine Regierung. An die leidende Menschheit, die noch einmal ans Kreuz geschlagen werden soll, dachte keiner der Redner. Das erlösende Wort, das sich in der Versammlung nicht hören ließ, das haben die Frauen gesprochen und gestern konnte man im „Journal de Genève" den Protestschrei lesen, den Miß Balch, Sekretärin des Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit an Lord Cecil, Präsidenten der Kommission für die ökonomische Waffe, gerichtet hat, worin sie auf die zwei in Zürich, auf dem Kongreß 1919, gefaßten Resolutionen aufmerksam macht. Die eine lautet, daß die Entscheidungen der Völkerbundsversammlung unter keinen Umständen durch Militärgewalt oder durch Sperrung eines Landes, welche der Bevölkerung die unentbehrlichen Lebensmittel entzieht, erzwungen werden dürfen; die zweite, daß weder ein politischer noch ein industrieller Streit die Mütter der für ihre Kinder nötigen Lebensmittel berauben darf. Der Brief sprach von den Folgen der Blockade: physisches und moralisches Herunterkommen eines Volkes durch den Hunger, Stillstehen der Produktion und wirtschaftliche Verschwendung. Er weist außerdem — und das ist der Hauptpunkt — auf die Notwendigkeit hin, zu unterscheiden, wenn es sich um Anwendung eines finanziellen oder kommerziellen Druckes auf einen Staat handelt zwischen den Maßregeln, welche die Regierungen, sowie die finanziellen und Handels-Interessen vor allem treffen und den Maßregeln, welche der Bevölkerung die Lebensmittel entziehen und die dadurch am schwersten auf den schwächern Teil des Landes, auf die Unverantwortlichen — auf Frauen, Kinder, Kranke und Greise — fallen.

Welch peinlicher Eindruck würde es auf die Welt machen, wenn das Zustandekommen der ökonomischen Waffe — die Blockade — als einzige Errungenschaft für die Allgemeinheit aus der gegenwärtigen Tagung der Völkerbundsversammlung hervorgehen würde! Wenn es hieße: Der Völkerbund, wenn er noch nichts Wesentliches zustande gebracht, hat doch wenigstens ein gutes Blockadeprojekt ausgearbeitet. Während die Versammlung die ökonomische Waffe besprach, und zum Spiele fertig stellte, — faire jouer le blocus ist eine Redensart, die häufig gebraucht wurde — vermied es die Kommission, die mit der Aufgabe betraut ist, das Statut für den internationalen Gerichtshof aufzustellen, diese Institution mit der rettenden Waffe zu versorgen — dem obligatorischen Schiedsgericht. Und so konnte mit Recht der belgische Senator La Fontaine erklären, er sehe den großen Schatten wieder auftauchen — bepanzert und behelmt — der damals, im Jahre 1907 im Rittersaal im Haag, umherging, als das Schiedsgericht zur Verhandlung kam und sich der deutsche Bevollmächtigte jeder Verpflichtung in dieser Richtung widersetzte. Der Militarismus ist eben eine Krankheit, die den Sieger befällt; das haben die Ereignisse des letzten halben Jahrhunderts in Europa vollauf gezeigt. Im übrigen soll der internationale ständige Gerichtshof im Haag seinen Sitz haben.

Wenn in den Sitzungen der letzten Woche die Zuhörer nicht erbaut sein konnten über die Art und Weise, in welcher die Diplomaten und Politiker alten Schlages, die nichts merken wollen vom Aufgehen der neuen Zeit, mit der Menschheit umgehen, — sie, sie eine blosse Schachfigur auf ihrem großen Schachbrett — so wurden sie um so angenehmer überrascht durch das Einschreiten des Delegierten aus Haiti, Herrn Dorcet, in der Kommission für Abrüstung. Diese Sitzung war öffentlich, d. h. den Pressleuten zugänglich und das ist eine wertvolle Neuerung, die der Völkerbund durch die Publizität seiner Arbeitssitzungen gewährt. Wohltuend war es, nach einer langen, nichtssagenden Rede des englischen Berichterstatters, die keinen einzigen positiven Vorschlag enthielt, und sich mit allgemeinen Phrasen über die Zweckmäßigkeit und mit Auslassungen über die Frage, ob die Zeit zum Abrüsten gekommen sei, begnügte, die edlen Worte zu hören aus dem Munde eines Abgeordneten der fernen Insel, die wohl „Europas übertünchte Höflichkeit" nicht kennt. . . . . Und wieder schien es mir wie eine Herausforderung an unsere so viel gepriesene Zivilisation, daß uns die Wahrheit, welche die Welt retten würde, von Insulanern des Atlantischen Ozeans, auf die wir geneigt sind, mit etwas Geringschätzung herunterzublicken, verkündet wird. „Eine Waffe in sich ist etwas harmloses. Erst der Arm, von einem Gehirn gelenkt, macht sie gefährlich. Darum sollte mit der geistigen Abrüstung begonnen werden — le désarmement des esprits"—. Herr Dorcet schlug vor, es solle der Völkerbund dahin wirken, daß die Regierungen aller Länder aufgefordert werden, kleine Schriften über Völkerverständigung und Frieden herauszugeben und eine intensive Propaganda dafür in den Schulen zu machen. Die ernsten, schönen Worte wurden von den habitués der politischen Bühne mit Lächeln empfangen. Doch hatten zwei Mitglieder der Kommission, Herr Schanzer aus Italien und Herr Lange aus Norwegen, den Mut, dafür zu sprechen, sodaß der Vorschlag des haitischen Abgeordneten, in etwas abgeänderter Form der vorzuschlagenden Resolution angegliedert wurde. Trotzdem diese Resolution sich auf den Wunsch beschränkt, die Regierungen möchten für die nächsten zwei Jahre über ihre gegenwärtigen Militärausgaben — Kriegsflotte und Luftschiffahrt inbegriffen — nicht hinausgehen, so haben sieben Staaten dagegen gestimmt: Brasilien, Chile, Frankreich, Griechenland, Polen, Rumänien, Uruguay. Siam hat sich enthalten. Wenn man bedenkt, daß der Vorschlag ja nicht einmal den Anfang des Abrüstens bedeutet, so kann man sagen, daß diese Abstimmung keinen Wert hat. Doch daß nicht einmal der Wille bei Allen da ist, in absehbarer Zeit mit dem Wettrüsten aufzuhören — das ist ein trauriges Zeugnis für Mitglieder eines Völkerbundes.

Daß Oesterreich heute in den Völkerbund aufgenommen und daß China als nicht ständiges Mitglied des Rates ernannt wurde an Stelle von Griechenland, das uns Frauen mit Freude erfüllen muß, ein wahres Ereignis in den Annalen der Frauenbewegung, das ist die erste weibliche Rede in der Völkerbundsversammlung, wo heute Frl Hanni Forchhammer aus Kopenhagen, nach dem Berichterstatter der Kommission, die sich mit dem Frauen- und Kinderhandel befaßt, einige warme Worte sprach in einer Frage, die uns Frauen alle nahe gehen soll. Es handelt sich um Tausende von Frauen und Kindern, aus Armenien, Kleinasien und den angrenzenden Gebieten, die während des Krieges in türkische Gefangenschaft geschleppt worden sind und teilweise sich noch darin befinden. Frl. Forchhammer befürwortete das Einsetzen einer Kommission, welche den Aufenthaltsort der Unglücklichen ausfindig zu machen und die nötigen Schritte zu tun hätte, um sie in ihre Familien zurückzubringen. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen. Der heutige Tag kann in der Geschichte der ersten Tagung der Völkerbundsversammlung als ein nicht verlorener Tag angeschrieben werden.

Marguerite Gobat.

—0—

Ausland.

Die Weltlage

Die internationalen Zusammenkünfte der Staatsvertreter haben, um ihrer Häufigkeit und vielleicht auch um ihrer Ergebnislosigkeit willen, viel vom allgemeinen Interesse verloren; zudem nehmen die Verhandlungen des Völkerbundes in Genf die Aufmerksamkeit der Welt so in Anspruch, daß sich die

Konferenz in Brüssel

ganz im Stillen vorbereitete und dieser Tage in aller Bescheidenheit ihren Anfang nimmt. Es handelt sich wieder einmal darum, zwischen Entente und Deutschland die leidige Wiedergutmachungsfrage zu besprechen; technische und finanzielle Fragen sollen erörtert und in einer später stattfindenden Konferenz in Genf endgültig erledigt werden. Das deutsche Ministerium hat den Alliierten durch seine Abgeordneten eine Denkschrift über Deutschlands finanzielle Lage überreichen lassen, die eine erste Uebersicht erleichtern soll; sie wird düster genug aussehen. Was von Frankreichs Richtlinien in der Wiedergutmachungsfrage zu erhoffen ist, weiß man noch nicht bestimmt. Man wird seine Hoffnungen nicht allzuhoch schrauben dürfen. Die Festsetzung einer genauen Summe, welche nach dem Versaillervertrag auf den 1. Mai 1921 hätte bestimmt sein sollen, soll auf weitere drei Jahre hinausgeschoben werden. In dieser Zeit hat Deutschland weiter Kohlen zu liefern und seine Industrie dem Wiederaufbau der zerstörten Gebiete zur Verfügung zu stellen. Diese Leistungen sollen dann, über Jahr und Tag, von der Globalsumme abgezogen werden. So sehr man begreift, daß es für Frankreich schwer ist, jetzt schon die Entschädigungssumme festzusetzen,, so sehr anderseits vielleicht die technische Teilnahme Deutschlands am Wiederaufbau Frankreichs wünschenswert sein mag, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß sich Deutschland, mit diesem steten, drohenden Damoklesschwert einer vielleicht phantastisch hohen Entschädigungssumme über dem Haupt, wird erholen können, ohne von Frankreich namhafte Gegenleistungen, sei es in Nahrungsmitteln, Rohstoffen, Mineralien zu erhalten. Man muß hoffen, daß die Brüsseler Konferenz in diesem Sinn klärend wirkt. Weiteren Konfliktstoff zwischen Entente und Deutschland bieten immer noch die

Einwohnerwehren,

die zur heutigen Stunde im ganzen deutschen Reiche abgeschafft sein sollten. In einer Note, die in Frankreich viel Unwillen hervorrief, hat Deutschland dargetan, daß es ihm beim besten Willen nicht möglich gewesen sei, die Einwohnerwehren in Bayern, die sogenannte Orgesch, (das Wort stammt von Org-anisation, u. Esch-erich, dem Begründer), und diejenige in Ostpreußen aufzuheben. Bayerns Orgesch kann eine Unze monarchistischer Beimischung nicht leugnen; ihre Fortdauer wird verteidigt durch die Furcht vor bolschewistischen Umtrieben. Ostpreußens Einwohnerwehr dagegen wird gerechtfertigt mit der unsichern Lage zwischen Polen und Rußland. Außerpolitische Umtriebe wird Frankreich von diesen Bürgerwehren kaum zu fürchten haben; daß sie nicht sonderlich dem Geist des Fortschritts und der Freiheit huldigen, liegt auf der Hand! Aber geht Frankreich in diesen Beziehungen mit dem guten Beispiel voran? Seine Einmischung in die inneren griechischen Verhältnisse wird ihm vielerorts übel vermerkt. Dem Protest Tschitscherins, dieses russischen Revolutionärs, wird allerdings nicht allzugroße Bedeutung beigelegt werden. — Einiges Aufsehen erregt die Veröffentlichung des dritten Bandes von

Bismarcks Erinnerungen

in der Zeitung „Il Tempo" in Rom. In Deutschland konnte der Kaiser bis dahin die Herausgabe dieses Bandes durch einen Prozeß mit dem Verlag Cotta verhindern. Die neue Veröffentlichung lautet gar nicht ausschließlich zum Nachteil des deutschen Exkaisers. Daß der junge, temperamentvolle Prinz Wilhelm sich mit dem grundgescheiten, scharfen, aber eigenwilligen und durchaus unabhängigen, herrschsüchtigen Bismarck, der sich immer als der Gründer des Reiches fühlte und aufführte, nicht allzugut verstand, ist menschlich nur allzu begreiflich. Die Schuld an seiner Entlassung kann nicht allein dem Kaiser zugeschrieben werden. — Das entbindet ihn jedoch keineswegs an seiner großen Mitverantwortlichkeit am unheilvollen Geist des Militarismus, der jetzt in einem

Flotten-Wettrüsten

zwischen England, Amerika und Japan seinen verderbenbringenden Wiederbeginn nehmen will. Wir haben das letztemal kurz darüber berichtet. Seitdem hat der beschleunigte Großflottenbau in England weitere Befürworter gefunden. Zu welchem Ende dieser Anfang mit Naturnotwendigkeit führen muß, ist schmerzhaft klar. Mit einiger Hoffnung erfüllt es vielleicht, daß im

Senat in Amerika

eine Motion eingegangen ist, man möchte eine groß angelegte allgemeine Abrüstungskonferenz einberufen. Eine weitere Motion des Republikaners Borah wünscht, daß Wilson in Unterhandlungen mit Japan und Großbritannien trete, um zu erreichen, daß das Programm für Schiffsbauten in den nächsten fünf Jahren auf die Hälfte hinuntergesetzt werde. Der Marineminister wandte sich sofort gegen dieses Projekt mit dem Einwand, es bedeute einen großen Fehler, wenn allein 2 oder drei Nationen die Rüstungen einschränken, bevor nicht die ganze Welt einig sei, auf Waffengewalt zu verzichten. Die alte, alte, traurige Geschichte: Kein Land hat den Mut, um mit dem Guten anzufangen! Ueberall Hemmschuhe, die in die Räder des Fortschritts fallen! Und doch würde Wirkung und Beispiel dreier so großer und einflußreicher Länder einen unschätzbaren Wert bedeuten! — Die Hoffnung auf eine

Lösung der irischen Frage

brennt als schwaches Flämmlein weiter. Im Unterhaus erklärte Lloyd George, daß er immer zu Friedensverhandlungen bereit sei mit irgendwelchen berechtigten Delegierten aus Irland. Zugleich aber mußte der Minister den Kriegszustand über die Stadt Cork und Umgebung erklären. Am Sonntag kam es in dieser Grafschaft wieder zu Schreckensstaten. Sinnfeimer warfen auf ein mit 14 Polizisten besetztes Auto Bomben; das war der Beginn zu furchtbaren Vergeltungsmaßregeln, zu einem Kampf, dem viele Menschen zum Opfer fielen, zu einer Brandstiftung, welche das ganze Zentrum der Stadt in einen Aschenhaufen verwandelte. Ueber 300 Gebäude wurden zerstört; 1200 Personen sind obdachlos. Wenn diese traurigen Ereignisse, die zu einem so ungeschickten Moment eintreten, Verständlichkeit und Friedensliebe auf beiden Seiten nicht zu ersticken vermögen — dann darf man die berechtigte Hoffnung hegen, daß England auch diesen schwierigsten Knoten über Jahr und Tag glücklich zu lösen verstehe.

—0—

Dies und das.

Kunstgewerbliche Frauenarbeit. Ein besonders geeignetes und dankbares Arbeitsfeld für Frauen bietet sich auf dem Gebiete des Kunstgewerbes. Trotzdem gerade hier sich schon verhältnismäßig recht viele Frauen betätigen, umfaßt das Kunstgewerbe derartig viele Zweige, die für geschickte Frauenhände in Betracht kommen, daß es wohl möglich wäre, bedeutend mehr Frauen hierfür zu interessieren und ihnen hierin lohnenden Erwerb zu bieten, als es bisher geschah. Auch die Ausbildung zur Kunstgewerbeschullehrerin bietet die mannigfaltigsten Aussichten. Man kann es darin sogar zur Professorin bringen, wie es z. B. kürzlich Fräulein Laura Eberhardt geglückt ist, die als Leiterin der Klasse für künstlerische Frauenarbeit an der Kunstgewerbeschule in Stuttgart den Titel Professor zuerkannt erhielt. Es wäre gewiß zu begrüßen, wenn auch schon auf den Mädchenschulen in den höheren Klassen der Sinn für kunstgewerbliche Arbeiten geweckt würde. Sonnanches Mädchen würde, von einer verständnisvollen Lehrerin geführt, in sich Neigung und Beruf für Kunstgewerbearbeiten entdecken, von dem es selber vorher vielleicht keine Ahnung hatte und sich hierdurch schon zur rechten Zeit auf den zukünftigen Beruf als Kunstgewerblerin im stillen vorbereiten und sich selbst Rechenschaft darüber geben können, welcher Zweig hierin gerade für sie wohl passend wäre!

L. J.

*

Weibliche Theologiestudierende im Kanton Bern. Der vom Regierungsrat des Kantons Bern genehmigte Paragraph betr. das Theologiestudium der Frauen lautet folgendermaßen:

Weibliche Studierende mit bernischem Lehrerpatent, aber ohne Maturität haben, um als ordentliche Hörer betrachtet zu werden, vor der Fakultät eine Ergänzungsprüfung in Latein abzulegen. In Griechisch und Hebräisch haben sie (nämlich weibliche Studierende mit bernischem Lehrerpatent) nach den Bestimmungen des provisorischen Prüfungsreglements für Gemeindehelferinnen sich auszuweisen. Die evangelisch-theologische Prüfungskommission entscheidet, ob diese vor der Fakultät abgelegte Prüfung im Latein solchen weiblichen Studierenden mit Lehrerpatent als Ersatz der Maturität zur Zulassung zum Examen für Gemeindehelferinnen abgerechnet werden kann. C.

*

Ausdehnung des kirchlichen Frauenstimmrechts auf kirchlich-sachliche Angelegenheiten. Vom Kirchgemeinderat der französischen Kirchgemeinde St. Immer wurde der Synodalrat des Kantons Bern ersucht, bei den Staatsbehörden Schritte zu tun, damit das kirchliche Frauenstimmrecht nicht bloß auf die Wahl des Pfarrers und der Kirchgemeinderäte beschränkt bleibe, sondern auch auf kirchlich-sachliche Angelegenheiten ausgedehnt werde. Es behauptet hiezu aber einer Revision des Gemeindegesetzes, da in diesem das kirchliche Stimmrecht der Frauen auf die Pfarrwahlen und Kirchgemeinderatswahlen beschränkt ist. C.

Frohe Mädchenjahre. Der zweitletzte Satz in diesem Aufsatz hätte heißen sollen: Darum: Möglichkeit der Spezialisierung bis zu einem gewissen Grade, um (nicht nur) der Eigenart und Neigung des Einzelnen Spielraum zu gewähren.

Nummer 51

Schweizer Frauenblatt

Samstag
den 18. Dezember 1920

M. T. „Auf den gebt acht, der wird einmal in der Welt von sich reden machen," rief Mozart lebhaft aus, als der linkische, unscheinbare Jüngling über das ihm gegebene Thema machtvoll phantasierte. Mozart hat richtig prophezeit! Die Welt kann nie genug über Ludwig van Beethoven reden, sie kann ihn nie genug verehren, — was mehr ist, sie kann ihn nie genug lieben!

In der ärmlichen Mansardenwohnung in Bonn wurde der kleine Ludwig vor 150 Jahren von seiner Mutter mit wehmütiger, von seinem Vater mit geringer Freude in Empfang genommen. Der Gehalt eines kurfürstlichen Tenoristen war nicht groß, und der Großvater, der neben manchen Tugenden ein aufbrausendes Temperament und eine große Halsstarrigkeit aus den Niederlanden mit nach Bonn gebracht, gab nur kleinen Zuschuß in die Haushaltung. In seinem Künstlerstolz als Kapellmeister hätte er lieber eine Hochgebornere als die Tochter eines Kochs, die junge Witwe eines Kammerdieners, an der Seite seines musikalischen aber charakterschwachen Sohnes gesehen.

Auf die Seele des heranwachsenden Kindes fiel der Reif des frieb- und freudlosen Daseins. In sich gekehrt und verschlossen gegen die ganze Umgebung, hing er mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an seiner still duldenden **Mutter.**

Mit vier Jahren begann der Musikunterricht bei seinem Vater und dessen Kollegen, einem verwilderten, ebenfalls dem Trunke ergebenen Menschen. Weinend stand der Kleine, den man vom Spiel auf der Straße wegholte, auf seinem Schemel vor dem Klavier und übte stundenlang die vom Vater erzwungene Aufgabe. Als Großvaters Erbe verbraucht, als das feine Glas und Porzellan und die glänzenden Leinentücher beim Trödler lagen, und die „abgängige" Stimme und die „ziemliche" Aufführung des Tenoristen keine Aufbesserung erlaubten, — da entstand für die Familie der Plan, das Talent des Sohnes als Rettung für die Familie zu benützen. Ludwig sollte ein Wunderkind werden wie Mozart. Wenn die beiden Kumpane am Mitternacht schwankend heimkehrten, rissen sie das Kind gewaltsam aus dem Schlaf und übten mit ihm bis gegen den Morgen. Mit acht Jahren (der Vater kündigte ihn des Aufsehens wegen jünger an) spielte Ludwig vor „allen hohen Herrschaften" verschiedene Klavierkonzerte. Mit zwölf Jahren war er als Organist angestellt. Zum Glück fanden sich würdigere Lehrer. „Werde ich einst ein großer Mann, so haben auch Sie teil daran," dankte er später Christian Neefe.

Freunde waren das Labsal in Beethovens ganzem Leben — er fand sie schon in der Jugend. Frau von Breuning nahm ihn auf wie eine gütige Mutter und gab ihm eine warme Stätte, in der sich eine Hülle nach der andern von seinem verkapselten, eigensinnigen, aber doch so zarten Herzen löste. Sie gab ihm nicht nur gutes Honorar für die Musikstunden ihrer Kinder, sondern sie stellte still erziehend „die Insekten von den Blüten". Zum Freundschaftsbund mit Stephan und Eleonore von Breuning („Leonore") gehörten auch Ries und Wegeler, Lorchens späterer Gatte.

Im Jahre 1787 starb Ludwigs Mutter nach langem Leiden an der Schwindsucht. „Sie war mir eine so gute, liebenswürdige Mutter, meine beste Freundin. O! Wie war ich glücklich, da ich noch den süßen Namen Mutter aussprach, und er wurde gehört," klagte der Sohn.

Der Vater verlor allen Halt und seine Stellung. Geduldig trug Ludwig die ihm auferlegte Last, er nahm den Betrunkenen aus den Händen der Polizei, die ihn irgendwo aufgegriffen hatte, und nie kam ein unehrerbietiges Wort über des Sohnes Lippen, auch in der Erinnerung nicht. Der Siebzehnjährige wurde der Versorger seiner Familie, eine Schwester starb bald, es blieben die beiden Brüder Johann und Karl, die ihm seine treue Fürsorge mit Schmerzen und Kummer lohnten. „Für die Erziehung der Geschwistrigen" erhielt Ludwig 100 Taler und 3 Malter Korn zugebilligt.

Immer größer wurde Beethovens Ruf als genialer Klavierspieler. Haydn ermunterte ihn zum weitern Studium in Wien, der kunstfreundliche Kurfürst Maximilian Franz, der jüngste Sohn der Maria Theresia, gewährte als Stipendium den weitern Hoforganistengehalt. Sollte nicht Wien, die Heimat von Haydn, Mozart und Gluck, Ludwigs Sehnsucht nach guter Musik stillen!

Haydn gab nur kurze Zeit Unterricht, B. studierte allein weiter, nicht nur Musik, er füllte die großen Lücken seines Allgemeinwissens. Mit der Orthographie stand er auf gespannterem Fuß als es selbst jene regellose Zeit erlaubte. Die Zahlen waren seine direkten Feinde, er hatte später eine kindliche Freude, als ihm die Behandlung eines „Staatspapieres" dämmerte. Nun vorläufig brauchte er diese Kenntnis noch nicht. Beethoven beselle sich bei Breitkopf und Härtel den Homer und Ossian, seine Lieblinge, er bat um Goethes und Schillers Werke. Mit selbständigem, tiefdurchdringendem Geist verarbeitete er das Gelesene über Dichtung, Kunst und Politik. „Ich habe mich von Kindheit an bestrebt, den Sinn der Bessern und Weisen jedes Zeitalters zu fassen."

Beethovens Kunst öffnete ihm die musikliebenden **adeligen Kreise. Fürst Lichnowsky, der Freund und Schüler** Mozarts, nahm ihn vorübergehend in sein Haus. Obschon B. immer und überall zu seiner demokratischen Ueberzeugung stand, machte er seiner Umgebung die Konzession, daß er seinem vernachlässigten äußern Menschen einige Aufmerksamkeit schenkte, er kaufte sich modische Kleider und versuchte seine üppigen wilden Haare zu bändigen. Aber niemals konnte er lernen nach dem Takte der Musik zu tanzen.

Da B. die seinem Gönner gewidmeten Klaviertrios mit Op. 1 und die Haydn zugeeigneten Sonaten Op. 2 bezeichnete, wollte er die in Bonn entstandenen Arbeiten nicht rechnen. Langsam und spät reifte die edle Frucht der Komposition. Mozart konnte im gleichen Alter schon 300 Werke vorweisen. „Von meiner Lage willst du wissen," schrieb er an Wegeler, „meine Kompositionen tragen mir viel ein, für jede Sache habe ich 6, 7 Verleger, man akkordiert nicht mehr mit mir, ich fordere und man zahlt. Du siehst, daß es eine hübsche Sache ist, z. B. ich sehe einen Freund in Not, so darf ich nur hinsitzen, und ihm ist geholfen." Bedeutende Einnahmen brachten auch die glänzenden Gastspiele ein. Das Publikum feierte Beethoven in Nürnberg und Berlin, es umjubelte ihn in Prag. „Meine Kunst erwirbt mir Freunde und Achtung, was will ich mehr," schrieb er von hier an Bruder Johann, der endlich als Apotheker selbständig geworden.

Eine kleine Notiz im Tagebuch des 26jährigen: „Mut, bei allen Schwächen des Körpers soll doch mein Geist herrschen," war das erste sichtbare Zeichen der Tragödie, die Beethoven in die tiefsten Dunkelheiten, aber auch in die lichten Höhen der überwindenden Kraft und Stärke führen sollte.

Er spürte ein anfangs leises, dann stärker werdendes Sausen und Brausen, den „Dämon in den Ohren", der ihn Tag und Nacht beunruhigte, und es begann eine in auffallender Weise zunehmende Schwerhörigkeit.

„Ich kann dir sagen, ich bringe mein Leben elend zu, seit zwei Jahren fast meide ich alle Gesellschaft. Hätte ich irgend ein anderes Fach, so gings noch eher, aber in meinem Fach ist das ein schrecklicher Zustand. Ich will, wenn es anders möglich ist, meinem Schicksal trotzen, obschon es Augenblicke meines Lebens gibt, wo ich das unglücklichste Geschöpf Gottes sein werde. Resignation! welches elende Zufluchtsmittel!" klagte er seinem Wegeler.

Doch er, der Starke, verzehrte sich nicht in fruchtlosem Schmerz, er schuf die herrliche Pathetique mit ihrem schweren Unterton, und die tief ans Herz greifenden „geistlichen Lieder". Merkwürdig ist, daß das Septett und die erste Symphonie in C-Dur, die in gleicher Zeit entstanden, noch den fröhlichen heitern Charakter tragen — wie eine Erinnerung an die vergangene ungehemmte Schaffenskraft. Eine eigentliche Arbeitsraserei ergriff ihn, „ich weiß von keiner andern Ruhe außer dem Schlaf" — zweifellos dachte er an die kommende Nacht, da niemand wirken kann.

Den Sommer brachte Beethoven immer auf dem Land, in der Nähe Wiens zu, in Heiligenstadt oder Mödling. „Kindlich freue ich mich darauf, in Gebüschen, Wäldern, Bäumen und Kräutern wandeln zu können. Kein Mensch kann das Land lieben wie ich. O! es ist so schön das Leben, tausendmal leben!" Mit leidenschaftlicher Liebe umfaßte er die Natur, weil der Umgang mit den liebsten und treuesten Menschen ihm oft zur Qual wurde. Man bedenke, welchen verheerenden Einfluß die stete Hemmung auf seinen leidenschaftlichen Charakter und seine Verschlossenheit ausüben mußte! Wie das Mißtrauen wuchs und das harmlose Vertrauen schwand! Ein stummer schwerer Schmerz lag stets auf dem Gesicht, und seine tiefen Augen, deren Ausdruck vom wildtrotzigen bis zum sanften liebevollen wechseln konnte, blickte ernst. In rascher Aufwallung beleidigte er seine Freunde mit Worten, die sein weiches Herz nie vernahm. Nur ein drastisches Beispiel: An Hummel, den Kapellmeister, schrieb er: Komme er nicht mehr zu mir! Er ist ein falscher Hund und falsche Hunde hole der Schinder. Beethoven. — (Einen Tag später): Herzens-Mazerl! Du bist ein ehrlicher Kerl und hattest recht, das sehe ich ein, komm also diesen Nachmittag zu mir. Dich küßt dein Beethoven.

„Seit zwei Jahren wieder einige selige Augenblicke — diese Wandlung hat ein liebes, zauberisches Mädchen hervorgebracht, die mich liebt und die ich liebe," jubelt Beethoven Wegeler zu. Es war die 16jährige Giulietta Guicciardi, deren Namen schon mit der ihr gewidmeten, wunderbaren „Mondscheinsonate" nie vergehen wird. Sie war halb verlobt, aber mit der ersten Liebe gab sie sich der zauberstarken Persönlichkeit Beethovens hin. Doch — einige Monate später heiratete sie den Grafen Gallenberg und viel später urteilte sie: „Beethoven war sehr häßlich, aber edel, feinfühlend, gebildet. Er war meist ärmlich gekleidet, dem Aeußern nach cyklopenartig, aber doch recht-innig, herzig und gut!"

Der „feinfühlende" Beethoven brach fast zusammen unter der Enttäuschung. Er dachte an Selbstmord. Das Elend seines Gebrechens, ohne das er „die Welt umspannen wollte, kam ihm doppelt grausam vor, da er seine Liebe nicht erringen konnte. In einem erschütternden Brief an seine Brüder — im Heiligenstädter Testament — „nach meinem Tode zu lesen und zu vollziehen" legt er all seine stille Verzweiflung nieder. „Oh, ihr Menschen," beginnt er, „die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erklärt, wie unrecht tut ihr mir! Ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheinet. — Wie ein Verbannter muß ich leben. Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es, du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohltun drin hausen. . . . Und der Unglückliche, wenn er dieses liest, er tröste sich, einen seinesgleichen zu finden, der trotz allen Hindernissen der Natur doch noch alles getan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden."

„Beethoven war nie ohne Liebe, und war meistens von nore" und die „Apassionata" in rascher Reihenfolge. Ueber letztere urteilt Bismarck: Das sind die Kämpfe und das Schluchzen eines ganzen Lebens.

Beethoven war nie ohne Liebe, und war meistens von ihr in hohem Grade ergriffen," erklärten die Zeitgenossen. Kann es uns wundern, daß er, der innerlich Zarte, den höchsten Maßstab an die Liebe legte? Von puritanischer Strenge gegen sich — „ich will mir das schönste, reinste Leben nicht verderben" — legte er alles Hohe und Gute in die von ihm meist von ferne verehrte Frau. Die Freundschaft mancher anmutigen Frau warf hellen Schein auf trübe Tage. Eleonore Wegeler, die Gräfin Erdödy, die Marie Pachler-Koschat, die „Pflegerin seiner Geisteskinder", die Amalie Sebald und andere ziehen an uns vorüber. Beethoven dankte ihnen allen mit dem „Fidelio" diesem hohen Lied der Frauenliebe und Frauentreue, die in der todesmutigen Arie gipfeln: „Töt' erst sein Weib".

In Beethovens Nachlaß fand sich ein kleiner Zettel: „Oh Gott! Laß mich sie, jene endlich finden, die mich in Tugend bestärkt, die, mir erlaubt, mein ist." Sie durfte es auch nicht sein — „die unsterbliche Geliebte" —, die Gräfin Therese Brunswick, die Schwester seines nahen Freundes, die seinen wundersamen Liebesbrief empfing, der beginnt: „Mein Engel, mein alles, mein Ich, die Brust ist voll dir zu sagen . ." Grillparzer fand in diesen Tagen Beethoven plötzlich voll Lebenslust, er war lebhaft, fröhlich höflich, geduldig gegen seine vielen Besucher und sorgfältig gekleidet. „Alles licht, alles klar und rein" schrieb er ins Tagebuch. — Und doch die Trennung! Warum? Kein Mensch folgt dem andern in seine geheimen Seelengänge. Wir wissens nicht! Wars die Angst, die wiedererwachte vor der großen bräuenden Dunkelheit? Therese liebte Beethoven bis zu ihrem Tode, und Freund Schindler erzählte, wie er den Meister in der letzten Zeit seines Lebens überraschte, wie er unter Tränen ihr Bild geküßt, und wie er laut mit ihm gesprochen, „mein guter Geist ist mir erschienen!" Wir finden im Tagebuch: „Für dich, armer Beethoven, gibt es kein Glück von außen. Du mußt dir alles in dir selbst schaffen. O Gott, gir mir Kraft, mich zu besiegen, mich darf ja nichts an das Leben fesseln."

Die Türe, durch deren Spalt Beethoven einen Moment lang das Licht blitzen sah, fiel zu und blieb geschlossen. — Da rissen die Menschen die Tore des Ruhmes auf und überschütteten ihn mit Lorbeer und flüchtigem Geld. Die „Schlachtsymphonie, oder Wellingtons Sieg", die der Schöpfer selbst als „Dummheit" beurteilte, da sie mit äußern Mitteln, Kanonendonner, Gewehrfeuer usw. arbeitete — wurde unter stürmischer Begeisterung wiederholt aufgeführt. Mit einem Schlag war Beethoven, der populäre große Komponist, dem Wien zujubelte. Und am Wiener Kongreß wurde vor einem „Parterre von Königen" die Leonore-Ouvertüre und die Cantate „Der glorreiche Augenblick" aufgeführt. Trotz seiner Wut gegen alle gesellschaftliche Sitte und Konvention schrieb Beethoven: „Ich habe mir von den hohen Häuptern die Kur machen lassen, und habe mich stets vornehm benommen." Die Kaiserin von Rußland, die ihn besonders zu „bekomplimentieren" wünschte, ließ ihm ein „großmütiges Geschenk" überreichen für seine ihr gewidmete Polonaise.

„Dem unsterblichen Goethe hochachtungsvoll gewidmet" waren „Meeresstille und Glückliche Fahrt". Die beiden universellen Geister trafen sich in Teplitz. Der vornehme Herr Geheimrat, dessen olympische Ruhe sprichwörtlich war, fühlte sich eher bedrückt von der „ganz ungebändigten Persönlichkeit" Beethovens, aber er bewunderte aufrichtig sein Genie.

Trostlos war es um des Meisters Häuslichkeit bestellt. Er wohnte 35 Jahre in Wien, 30 Mal war er umgezogen. Die Langmut seiner Hausherren stellte er auf härtesten Proben. Wenn er komponierte, schlug er den Takt mit den Fäusten, den Füßen, er kühlte sich ab mit Kannen voll Wasser, die er auf sein Haupt schüttete; das rann durch die Decke und verkündigte den Untenwohnenden samt dem Lärm, daß Beethoven an der Arbeit sei. Einmal befaß er drei Wohnungen miteinander, er vergaß zu künden und lief eines Mißverständnisses wegen aus der andern und blieb in der dritten. Seine Mahlzeiten nahm er unregelmäßig, hier, dort, wie es ihm einfiel; oft auch vergaß er das Essen einen ganzen Tag. Um sich zu verbessern, kam Beethoven auf die verhängnisvolle Idee, eigene Wirtschaft zu führen. Man denke sich, diesen ungebundenen, mißtrauischen, durch und durch unpraktischen Menschen als Haushaltungsvorstand! Nachdem er sich etwa „wie ein Heiliger gelitten", kämpfte er mit der „alten Hexe" um d„Satanas in der Küche" und schlug sich mit dem Bedienten herum. Nach Perioden langen Gehenlassens fragte er nörgelnd nach der Schuhreparatur, er zählte die Kaffeebohnen ab, wollte jeden Einkauf kontrollieren. Als Rückschlag kam dann der Aerger über die verlorene Zeit.

Frau Nanette Streicher, deren Mann Beethoven ein Klavier mit besonders lautem Ton baute, brachte vorübergehende Harmonie in die regellose Wirtschaft.

Neue Herzenskonflikte und eine lange Reihe schmerzlicher Unannehmlichkeiten ergaben sich aus der Vormundschaft über seinen Neffen Karl. Der Vater starb an Schwindsucht. Mit tiefer Vaterzärtlichkeit umfing Beethoven seinen „Sohn", mit leidenschaftlicher Liebe kämpfte er um ihn, denn die unwürdige Mutter, „die Königin der Nacht", prozessierte jahrelang mit dem verhaßten Schwager um den Besitz des Kindes. Das Geld mangelte für die Institutskosten. Beethoven nahm ein Kapital auf. Er versuchte auf Bestellung zu arbeiten. Graf Apponyi bestellte bei ihm ein Streichquartett — es wurde ein Streichtrio; wieder begann der Meister, siehe, es wurde ein Streichquintett! Der Verleger Diabelli verlangte eine Variation über einen Walzer, — Beethoven begann und hörte erst auf, als er die 33. Variation auf dem Papier hatte!

Der teure Sohn war all die Mühe nicht wert. Er hinterging und belog seinen Onkel, die innigen väterlichen Ermahnungen ermüdeten ihn und er fand sie „abgeschmackt".

Beethoven flüchtete in sein inneres geistiges Reich. Obschon er „der Unglücklichste aller Unglücklichen" sich nannte, brachte er Millionen Menschen tiefe Freuden, reines Glück. Mit Andacht arbeitete er jetzt an seiner „Hohen Messe", mit dem machtvollen Credo und dem hinreißenden „Dona nobis pacem". „Ich opfere noch einmal alle Kleinigkeiten des gesellschaftlichen Lebens deiner Kunst: o Gott über alles!" Seine Freunde zogen sich oft unbemerkt zurück, wenn sie den Meister in seiner vollständigen Erdentrücktheit überraschten, in weite Fernen schaute dann das leuchtende Auge, und die tiefe Ergriffenheit lag über dem Antlitz des Schaffenden.

Es war auch die Stimmung der „Neunten", dieser Hymnus an die große allbeseligende Freude!

Der 7. Mai 1824 — (der Frühling auf jenen düstern November vor 2 Jahren, da Beethoven mit Entsetzen inne wurde, daß er bei der Hauptprobe des „Fidelio" durch sein vollständiges Nichthören das Orchester mit den Stimmen in Verwirrung brachte) sollte aussöhnen. Die Missa Solemnis und die neunte Symphonie waren angesagt. Am Schluß — nach einer Stille der Ergriffenheit — brach die Begeisterung sich Bahn, man klatschte, man jubelte, das Publikum war außer sich. Unbewegt stand Beethoven da. Die Unger, die mit Henriette Sontag die Soli sang, nahm den Meister leise bei der Hand und kehrte ihn um. Da sah er. Es war zu viel, er sank ohnmächtig hin. Vor Freude, meinten die Fernstehenden — „vor tiefem Schmerz" die Freunde.

Ein Jahr später wurde die Symphonie schon in Frankfurt aufgeführt, in London noch früher, in Paris 1831. Richard Wagner schrieb sie ab, Note für Note!

Und das praktische Ergebnis für Beethoven? Einhundertfünfzig Mark! Das war alles. Auf seinem Totenbette bat er seinen Gott: „Laß mich vor Mangel geschützt sein, so lange ich noch lebe." Auf der Bank lag ein mühsam gesparstes Kapital, für seinen Schmerzenssohn. Das hätte er nicht angegriffen.

Seit dem Jahre 1816, als alle Hilfsmittel versagten, bediente sich Beethoven im Umgang seiner Konversationshefte. 11,000 solcher Seiten hütet die Bibliothek in Wien. Erschütternd sei damals sein Klavierspiel gewesen. Entweder schlug er auf die Tasten, daß unbemerkt die Saiten sprangen, oder er spielte ohne Ton. Wenn die Beängstigung gar zu groß, stürmte Beethoven hinaus, ohne Hut, mit flatterndem wildem Haar, er warf sich auf die Erde: O Gott, in der Höhe ist Ruhe, Ruhe ihm zu dienen!"

Der vielgeliebte Karl kam immer tiefer in schlechte Gesellschaft, nach mißglücktem Examen wählte er den Ausweg der Schwachen: er machte einen Selbstmordversuch. Die Wunde war nicht tödlich, aber sein Vater war ins Herz getroffen. Er wurde plötzlich zum Greise. Zur Erholung reiste er zu Bruder Johann, der auf einem Gut von seinen Renten lebte. Unbrüderlich handelte er an Beethoven, er gab ihm ein kaltes schlechtes Zimmer, verlangte Entschädigung für die Gastfreundschaft, und ließ den Tiefgekränkten im offenen Wagen reisen (der neue gedeckte hätte vom Regen gelitten!). Erkältet und krank kam der Meister in Wien an, der Neffe vergaß ob seinem Billardspiel zwei Tage den gewünschten Arzt zu holen. Er gab dem Kellner den Auftrag, nach einem zu schicken. Der Kranke litt furchtbar; die Entzündung ging in Wassersucht über. Drei Monate kämpfte Beethovens ungewöhnliche Kraft gegen das Uebel. Er schrieb noch Worte der Liebe und treuen Anhänglichkeit an seine Freunde und setzte Karl zum Universalerben ein. Die letzte große Freude empfand er über Händels Werke und einem Geldgeschenk der Philharmonischen Gesellschaft in London. „Gott wolle sie segnen!" Er versprach den englischen Freunden eine zehnte Symphonie, die schon skizziert im Pult liege, auch eine Faustmusik. — „Das soll was geben."

Aber die Schatten des Todes rückten näher, es begann der lange Todeskampf. Gegen Abend des 26. März erhob sich ein großer Sturm mit Blitz und Donner. Beethoven hob noch einmal die Augen und blickte zum erleuchteten Fenster. Dann schloß er sie. Das Licht erlosch!

„O Beethoven!" dankt Romain Rolland. „Andere haben vor mir die Größe deines Kunstertums gepriesen, bu aber bist mehr, als der erste unter allen Musikern, du bist der größte und beste Freund der Leidenden, der Kämpfenden. Wenn das Elend der ganzen Welt uns überwältigt, dann nahst du dich uns, und wenn uns Ermattung droht, bist du der Ozean des Willens, des Glaubens, in den wir untertauchen, der unsere müden Glieder stärkt. Du gibst uns deine Tapferkeit, deinen Glauben daran, daß der Kampf Glück ist, dein Bewußtsein der Gottähnlichkeit."

M. T.

Unsere Bücher.

II.

Man sieht dem Paketträger beinahe bangend entgegen. Natürlich Bücher, Bücher, denkt man, und ergeben sieht man den Stoß anschwellen, der einem, in einzelnen Dosen im Lauf des Jahres dargereicht, zur stillen Freude, zum lauten Entzücken oder, wer weiß, auch zu resigniertem Achselzucken verleiten könnte. Wohl keine Redaktion, der in diesen Tagen nicht ein Stoßseufzer entschlüpfte: „Ach, ach, warum muß es auf dem Büchermarkte so eingerichtet sein, daß alle miteinander anrücken! Wie hübsch würde man seine Sympathien im Lauf des Jahres sichten! Wie gemächlich könnte man sich am Guten erfreuen! Wie freigebig würde man mit den kostbaren Zeitungsplätzlein umspringen, um bei einigen Auserwählten länger weilen zu können!" — Weg mit solchen Gedanken. Das gilt für Essayisten und Feuilletonisten — für uns heißt es demokratisch-republikanisch-summarisch vorgehen. Also denn. Da wollen wir gleich ein größeres Buch vornehmen, das es vermag, in solch sonnenlose, düstere Tage, wie es die jetzigen sind, lauter Frühlings- und Sommerwunder zu zaubern.

Blumen Ritornellen heißt es, und ist im Rotapfelverlag in Erlenbach erschienen. Die Verse auf der einen Seite der Blätter sind vom verstorbenen Maler Adolf Frey; die Blumen auf den gegenüberliegenden Seiten schenkte uns Maler Ernst Kreidolf. Ein Dichter hat dem Maler gegenüber selten leichten Stand. Farben wirken gegenständlicher als Worte, gar noch geschriebene. Die Idee der Dreizeiler verblaßt dann und wann vor dem Kreidolfschen Pinsel, der uns die lieben Feld- und Waldblumenkinder so farbenfroh, so wirklich und doch so über das Wirkliche hinausführend vermittelt, poesie- und phantasieumwoben, wie sie in uns aus Jugendträumen oder Märchenvorstellungen lebendig sind. Druck und Ausstattung des Buches sind vorbildlich. Das Werk wird jeden Weihnachtstisch schmücken, in jedem Besuchs- und Gesellschaftszimmer mit stiller Freude betrachtet werden. — Ein anderes, überaus verdienstvolles Unternehmen desselben Verlages bedeutet die Herausgabe der sämtlichen Werke von

Jeremias Gotthelf. Bis zum heutigen Tag existierte noch keine einwandfreie Gesamtausgabe unseres besten schweizerischen Schriftstellers. Diese Neuauflage, auf gutem Papier mit leicht lesbarem Druck, in stattlichem Handformat hergestellt, geht in den Texten auf die Erstdrucke und handschriftlichen Manuskripte zurück. Jeder Band ist mit erklärenden Anmerkungen versehen. Herausgeber der begrüßenswerten Bücherfolge sind Prof. Dr. Hunziker und Hans Bloesch, unter Mitwirkung der Familie Bitzius. Für heute liegt uns vor Band 1: Der Bauernspiegel. Freunde und Freundinnen Gotthelfs werden auf Weihnachten gern zu dieser ausgezeichneten Bauerngeschichte greifen, die von so unerreichter Größe der Weltanschauung ist, wie sie nur dem bernischen Pfarrer mit seinem weiten Blick und seinem tiefen Menschentum eigen sein konnte.

Vier Kunstbücher des Rheinverlags in Basel. B. Das neue Verlagsunternehmen hat mit Geschick die Mission übernommen, reiches Gut der schweizerischen Kunst aus Vergangenheit und Gegenwart in erschwinglichen Buchausgaben zu verbreiten. Heute liegen vier solcher recht geschmackvoll ausgestatteter Bände vor. Einer nennt sich

Die verheiratete Lehrerin.

Eine verheiratete Lehrerin, Mutter und Hausfrau schreibt uns:

„Gegenwärtig wage ich fast nicht, eine Zeitung aufzumachen, aus Angst, es geistere wieder so ein Artikel gegen die verheirateten Lehrerinnen darin, denen man so deutlich anmerkt, aus was für Gründen sie geschrieben sind. Sogar der „Grütlianer", der doch sonst für Fortschritt und Gerechtigkeit eintritt, gibt gehässigen Ausführungen Raum, z. B. „habe ja die verheiratete Lehrerin in wohltätigen und sozialen Werken genug Gelegenheit, sich zu betätigen" usw. Gottlob kam heute das liebe Frauenblatt und stellt sich auf die Seite der verheirateten Lehrerin. Wir im Kanton Bern sind deren mehr, aber auch Stellenlose die Menge. Die Stadt Bern hat 2 Seminarien, von denen das eine noch bis jetzt Doppelklassen führte, nebst dem Staatsseminar in Thun. Zu meiner Zeit bestand kein Lehrerinnenüberfluß, auch bei meiner Verheiratung nicht. Seither aber von Jahr zu Jahr mehr. Riet man einer jungen Tochter ab, ins Seminar zu gehen, so hieß es, „sie wolle ja nicht in eine Schule, sondern ins Ausland," oder „sie wolle nur das Patent für alle Fälle", oder „eine abgeschlossene Bildung". Für eine Städterin war es ja so leicht und billig, ins Seminar zu gehen. War aber die Zeit um, dann fanden die Eltern, und auch die Töchter (besonders während des Krieges, da viele Stellvertreterinnen nötig waren), „Schule halten sei doch ein ganz gutes Ding, wenn nur bald eine Platz machen würde." Bald offen, bald im geheimen wird gegen die verheirateten Lehrerinnen polemisiert; oft sind es sogar Lehrer, die ihren Kollegen die Mehreinnahmen mißgönnen. Im Kanton Bern gibt es kleine Bergdörflein, wo Lehrer und Lehrerin nebenab allein im Schulhäuschen wohnen. Was ist natürlicher, als daß sie sich heiraten und gemeinsam Freud und Leid und Schule tragen? Was müßte es für Momente geben, wenn die Lehrerin ihr von die Alternative gestellt würde: heiraten und die liebe Schule aufgeben, oder weiteramten (wie, kann man sich denken) und ledig bleiben. Wir Bernerinnen schauen mit Bangen nach Zürich und Basel. Wie es dort kommen wird, so kann es auch bei uns werden.

Ich z. B. habe 3 Kinder. Noch keines kann verdienen, der Sohn ist im Gymnasium bei teurer Pension. Die Jüngste 12 Jahre. Ich wüßte nun wahrhaftig nicht, wie wir es ohne meinen Lohn halten sollten. Ich könnte mir keine Bücher, keine Zeitungen mehr halten, von der Arbeit, die jetzt die Magd besorgt, und die ich dann machen müßte, gar nicht zu reden. Und dann meine lieben, kleinen, dummen und gescheiten Kinderlein nicht mehr haben, meine helle, große Schulstube, wo mir alle Morgen das Herz weit wird, nie mehr betreten — ich glaube, ich hielte es nicht aus. Schon die Perspektive wirkt so deprimierend, daß ich seit Wochen mit einem dumpfen Gefühl herum gehe. Item, — ich bin, die Frauen alle stehen zu uns. Es handelt sich hier nicht nur um die Lehrerinnenfrage, sondern um die Frauenfrage überhaupt.

Es ist doch merkwürdig: Hat ein Lehrer eine reiche Frau (das kommt nämlich auch vor), so hat niemand was dagegen. Heiratet er eine Lehrerin, die ihm statt einer Mitgift ihren Beruf und Verständnis für den seinen bringt, dann — ist es gefehlt.

Noch kürzlich sagte mir eine Freundin, deren Mann Arzt ist und dreimal so viel verdient wie mein Mann und ich zusammen: „Ihr heirts eigetlech fein, Ihr chönnet beidi verdiene!"

Nun zur Abhilfe der Uebelstände, d. h. Ueberproduktion der Lehrerinnen.

1. Berufsberatung soll dahin wirken, mehr Jünglinge in den Handwerkerberuf zu führen. Dann mehr Lehrerinnen statt Lehrer in die untersten Primarklassen. (Man darf das allerdings nicht laut sagen, sonst haben wir die gesamte männliche Lehrerschaft noch mehr gegen uns.)

2. Beschränkung der Patentierung neuer Lehrerinnen.

Lächerlich scheint mir immer der Einwand: „Schule oder Haus müsse darunter leiden." Und die Fabrikfrau, Wirtin, Ladenbesitzerin, Taglöhnerin, Schneiderin usw. Ich z. B. habe meine drei Kinder je 2 Jahre bei mir in der Schule gehabt, ein Vorzug, dessen sich nicht alle Kinder freuen können. — Und die Schule? Leidet nicht. Im Gegenteil. Wenn man eigene Kinder hat und eines davon auch Mühe hat zu verstehen, d. h. in der Schule nachzukommen, ist man doppelt nachsichtig mit schwachen Schülern. Ich habe oft von verheirateten Kolleginnen sagen hören, daß das Verantwortlichkeitsgefühl sich bei ihnen seit der Verheiratung verschärft habe. Zudem ist es für die verheiratete Lehrerin Ehrensache, zu den guten Lehrerinnen zu gehören.

Ich will Sie nicht länger in Anspruch nehmen. Lassen Sie mich Ihnen danken für das Wort im heutigen Blatt. Und für das Frauenblatt überhaupt. Ich bin immer stolz darauf, wenn mein Mann fragt: „Kann ich es nicht bald auch haben," und es dann mit Interesse liest. Sollte es nochmals zu einer Abstimmung kommen bei Ihnen, so wollen wir hoffen, daß die, die damals gegen das Zölibat waren, auch heute noch so denken.

Diesen Sommer war eine junge Lehrerin bei mir auf Besuch. Sie sagte mir beim Abschied: „Wissen Sie, Ihr Haus ist ein Paradies. Bis jetzt glaubte ich nicht recht, daß eine gute Hausfrau auch eine gute Lehrerin sein könne; jetzt sehe ich, daß es geht. Wenn ich nur auch so weit wäre!" Die junge Lehrerin ist nämlich verlobt, hat die Schule aber so lieb, daß sie die Heirat von Jahr zu Jahr hinausschiebt und oft schwankend ist, welches von beiden sie tun soll. In ihrem Kanton ist das Zölibat!

Im frohen Bewußtsein, im Frauenblatt eine Stütze und Verständnis zu finden, schließe ich meinen Erguß. Verzeihen Sie, daß er so lange gedauert hat."

—0—

Allerlei Erlebtes in England.

M. M. Fern liegen sie, die goldenen Sommerferientage in England. Wie die weithin schimmernden weißen Doverclifs aus dem Meer verheißend emprangen und englische Küste, englische Luft, englisches Wesen und englisches Leben verkünden, so ragen diese Tage mit ihrem innern Erleben, ihrem Anpassen an die englischen Sitten und Gebräuche, ihrem Studium der Sprache und Institutionen hoch über den Alltag.

Studienzwecke halber ging ich nach England, doch war mir speziell auf dem britischen Konsulate in den Paß geschrieben worden, ich wolle Frauen des Internationalen Stimmrechtsverbandes und die weiblichen englischen Parlamentsmitglieder aufsuchen, mit der Zusicherung, daß man mich insofeßesser mit Glacehandschuhen behandeln würde. Und in der Tat ging die Paßprevision flott von statten, einzig in Dover meinte der Beamte mit einem feinen Lächeln: „Wie viele weibliche Parlamentsmitglieder glauben Sie denn, daß wir in England haben?" — „Eines-" sagte ich prompt, „Lady Astor." „Richtig," meinte er, „mag sein, daß bald ein zweites folgt."

Dieses eine Parlamentsmitglied, Lady Astor, sah ich aber leider nicht, trotzdem mein ganzes Trachten darnach gerichtet war. Das kleine Briefchen, das sie mir seinerzeit, bei Anlaß des Kongresses des Internationalen Stimmrechtsverbandes in Genf, als Dank für meine Zeilen schrieb, war mit mir gereist, und gestützt darauf wagte ich es, sie schriftlich um zwei Eintrittskarten für meine Reisegefährtin und mich in die Ladies Gallery des Unterhauses zu ersuchen. Die Antwort blieb auch nicht aus, am nächsten Morgen lagen sie bei meiner Frühstückstasse „with Lady Astors Compliments" für die Abendsitzung desselben Tages. —

In gehobenster Stimmung fuhren wir zur bestimmten Stunde nach dem Palaste von Westminster, der in den Jahren 1840—67 im Tudor-Gothischen Stil an der Themse errichtet, einen imposanten Bau darstellt mit den hoch zum Himmel emporstrebenden Viktoriaturm und Glockenturm, mit den 11 Höfen, den 100 Treppen, den großen Ratssälen und Hallen und den 500 Gemächern. Vor dem Portal des Hauptbofes hielt der Taxi an. Doch die englische Freundin, die uns begleitete, befahl, daß man vor den Eingang des Palastes fahre. „Wer gibt Ihnen das Recht dazu?" meinte der Chauffeur schnippisch. — „Lady Astor!"

Ehrerbietig fuhr er mit der Hand an die Mütze und fuhr vor den Palast. Am Eingang nahm uns ein mit Tressen verzierter, blaubefrackter Mann in Empfang und bat um unsere Einlaßscheine. Nun aber kam der peinliche Moment. Wir hatten gehofft, unsere englische Freundin, die noch nie einer Parlamentssitzung beigewohnt hatte, hineinschmuggeln zu können, aber wie sehr hatten wir uns getäuscht: „Zwei Einlaßkarten, zwei Personen." Der Befehl war formell. Und doch fühlte der Mann ein menschliches Rühren, als er unsere enttäuschten Gesichter sah. Er brachte mir Papier und Tinte und riet mir, ich sollte Lady Astor ersuchen, sie möchte meiner Freundin erlauben, der Sitzung in der Fremdengallerie beizuwohnen. Und so geschah das Unglaubliche, daß wir, die Fremden, zu der englischen Ladies Gallery und sie, die Engländerin, zu der Fremdengallerie (Strangers Gallery) Zutritt hatten.

Früher konnte man das Treiben im Unterhause (House of Commons) von der Ladies Gallery aus nur durch ein Gitter betrachten. Das Frauenstimmrecht hat hier, wie in so manchem andern, Wandlung geschaffen, und unbehelligt streift der Blick über den großen Saal, in dem ungefähr 670 Mitglieder tagen, wenn die Zahl vollständig ist. Dies war nicht der Fall. Die Reihen waren stark gelichtet, da die Meisten beim „Dinner" saßen, das ihnen offenbar besser mundete als die neue Finanzvorlage, die durchberaten werden mußte. Speziell die Gewinnsteuer, die von den Gesellschaften (Companies) erhoben werden sollte, stieß bei den Vertretern der Genossenschaften (cooperative movements) auf starken Widerstand, da der Gewinn bei Genossenschaften bis anhin steuerfrei gewesen war.

Der Schatzkanzler, Mr. Chamberlain, verteidigte ruhig und würdevoll seinen Standpunkt. Auch er war der Ansicht, daß die Rückvergütung (bonus) an die Genossenschafter steuerfrei bleibe, daß aber das Reservekapital, das für andere Zwecke dienstbar gemacht werde, besteuert werde.

Ueber diesen Punkt ging nun der Wortstreit hin und her und zwar in den denkbar höflichsten Formen. Keine Gesichtsmuskel verriet die innere Erregung, keine Stimme wurde lauter — es war immer der „honourable gentleman" — „my honourable friend", der sprach und dem man Achtung schuldig war. Keiner verließ den Saal ohne eine tiefe Verbeugung gegen den Vorsitzenden, den Mr. Speaker. Man könnte von diesen parlamentarischen Gebräuchen noch im demokratischen Zürich lernen.

Unterdessen spielte sich auf der Ladies Gallery das reinste Theater ab. Unaufhörlich ging die Tür und ließ junge und alte Damen der vornehmen Welt in höchst auffallenden Toiletten herein. In Spitzen-, Tüll- und Seidenröcklein, mit Hermelin und Brocatmänteln, und von funkelnden Diamanten und Perlen strotzend, rauschten sie herein, saßen 10—15 Minuten in ihren Stühlen, wechselten verständnisvolle Blicke und Gesten mit einigen Parlamentsmitgliedern unten im Saale und verschwanden wieder, wie sie gekommen waren. Viel von Politik konnten sie auf keinen Fall mit sich forttragen. Wie schade, daß in diese Hallen, in denen über die Geschicke Englands entschieden wird, solch eitler Sinn hineinspielt! —

Eine Unterredung privater Art gab mir ein anderes Kongreßmitglied — die ebenso intelligente als durch ihr sanftes stilles Wesen unendlich weiblich wirkende Indierin Mrs. T. Sie und ihre Tochter empfingen mich im Lyceum Club, Picadilly, der gegenüber dem St. James-Park hübsch gelegen ist, und ausschließlich für Frauen aus künstlerischen und literarischen Kreisen bestimmt ist. Hier können die Mitglieder desselben ihre Freunde empfangen und bewirten. Große schöne Lesesäle bieten vielfache Anregung und für vorübergehende Besucher ist auch für bequeme Unterkunft gesorgt — nur darf der Aufenthalt sich nicht auf mehr als 14 Tage erstrecken.

Und nun saß ich dieser eigenartigen Indierin gegenüber, die der englischen Regierung den Wunsch ihrer indischen Schwestern überbracht hatte, man möchte sie bei einer Wahlreform nicht übergehen und das Stimmrecht auch auf die Frauen ausdehnen. Um zu zeigen, wie ernst es ihr war mit der Reform der indischen Frauen, brachte sie das große Opfer, sich von ihrer Familie auf ein paar Jahre zu trennen, um ihre begabte Tochter nach London zu begleiten und dort ihre juristischen Studien zu überwachen. Denn nur, wer die Studien und Examen an den von Engländern vorgeschriebenen Schulen absolviert hat, kann Anspruch auf einen verantwortungsvollen höheren Posten in Indien erheben.

Mrs. T. bedauerte es unendlich, daß den Indiern solche Schwierigkeiten gemacht werden, denn die wenigsten von ihnen können sich den Luxus gestatten, ihre Söhne in England studieren zu lassen, da dieses Studium Unsummen verschlingt. Und doch streben die Indier nach führenden Stellen und wissen, daß sie nur auf diesem Wege erlangen. Mrs. T. schilderte Indien als ein Land, arm an Geld und arm an Wasser. Infolge dieser beiden Umstände waren bestimmte Gegenden je das zweite Jahr von einer Hungersnot heimgesucht, an der ein guter Prozentsatz der Bevölkerung zugrunde geht.

(Schluß folgt.)

—0—

Vom Geben und Nehmen.

Weihnachten kommen! Die selige Zeit des fröhlichen Gebens und Nehmens! Wenn wir uns über etwas freuen, werfen wir gerne einen Brosamen unserer Freude anderen, weniger Glücklichen, zu. Wir tun es, wie Polykrates es einst getan, um die überirdischen Mächte zu versöhnen, oder um die Freude fester an uns zu fesseln, um in unserer Freude durch kein trauriges Gesicht gestört zu werden, um Teilnehmer an unserer Freude zu werben.

Die Freude am Geben selbst ist jedoch etwas ganz anderes. Ich meine die Freude am Schenken selbst, jenes Glücksempfinden angesichts des freudigen Schrecks beim Beschenkten. Das Talent, immer herauszufinden, was der andere geschenkt haben möchte, schenken können, was der andere sich nicht kaufen kann oder nicht will. Es gibt nur wenig Menschen, die das können, und deshalb finden wir so Wenige, die mit ihren Geschenken zufrieden sind. Jeder hat etwas anderes gewünscht, und jedem wäre etwas anderes als das, was er bekommen hat, lieber gewesen.

Da haben es die Japaner besser. Bei denen ist das Schenken eine Form und ein Gebot der Höflichkeit, aber sie wissen, wann, wem und was zu schenken ist. Es herrscht darüber eine strenge Regel, die jedes Kind wie die Regeln des Religionskultes erlernt. Jedes Geschenk, ob es nun Freundschaft, Dankbarkeit oder Liebe ausdrücken soll, so auch das Geschenk für den Dienstboten, hat seinen Namen und die Qual der Wahl bleibt dem Schenker ebenso erspart wie dem Beschenkten der Schmerz der Enttäuschung.

Das Schenken soll aus freiem Willen geschehen und dem Beschenkten dem Geber gegenüber gar keine Verpflichtung auferlegen; aber wie die Menschen nun einmal sind, schenken die Wenigsten etwas „umsonst". Deshalb ist es Leuten, die in öffentlichen Diensten stehen, untersagt, Geschenke anzunehmen; darum sagten schon die Alten: „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft", und Goethe läßt seinen Mephisto sagen: „Gleich schenken, das ist brav, da wird er reussieren."

Es gibt Leute, die zur Weihnachtszeit ein kleines Vermögen für Geschenke ausgeben und dennoch in keinem einzigen Herzen aufrichtige Freude erregen. Sie kaufen gedankenlos Occasionswaren zusammen und verschenken sie, ohne an die Persönlichkeit, den Geschmack oder die Wünsche des Beschenkten zu denken. Daß man armen Kindern, die frieren, keine französischen Puppen kauft und ihnen mit warmen Kleidern und Schuhen eine große Freude bereitet, ist richtig, weshalb aber diese Sachen häßlich und plump sein müssen, konnte ich bis jetzt nicht verstehen. Wohl ist der gute Geschmack die Blüte der Intelligenz, die in der Atmosphäre des Wohlstandes am besten gedeiht, aber man denke deshalb ja nicht, daß so ein armer Mensch, ob es nun ein Kind oder ein Erwachsener ist, ein in unmöglichen Farben gemustertes und in plumpem Schnitt verfertigtes Kleid nicht zu frittieren versteht. Der arme Mensch weiß oft nur zu gut, was schön ist, weiß, wie unvorteilhaft er in diesen Sachen aussieht, und darum klage man nicht über „die Undankbarkeit der Leute".

Wenn es auch bequem ist, arme Leute zu beschenken, weil sie gar vieles benötigen und jeder praktische Gegenstand für sie Wert besitzt, vergesse man doch niemals, eine kleine Extragabe, einen Luxusgegenstand, eine Näscherei, einen guten Bissen oder einen guten Trunk, Dinge, die ihnen für gewöhnlich unerreichbar sind (und deshalb auch viel begehrenswerter scheinen, als sie in der Tat sind), dem Geschenke beizufügen. Durch diese kleinen Dinge werden die großen erst wertvoll.

Vor einem Spielwarengeschäft sah ich einmal nach Weihnachten ein kleines Mädchen stehen. Es war mit einem Gewande, mit Tuch und Schuhen bekleidet, die durch ihre Plumpheit und Geschmacklosigkeit verrieten, daß sie der offiziellen Wohltätigkeit ihr Entstehen verdanken. Es war bitter kalt, aber das Kind schaute so selbstvergessen und so sehnsüchtig nach den vielen blond- und braunhaarigen Puppen, die in seidener Pracht oder nur in gestickten Hemdchen mit ihren Glasaugen albern hinausglotzten, daß es mir auffiel. Ich stellte mich neben das Kind und frug: „So eine Puppe möchtest du wohl auch haben?" — Das Mädchen blickte mit der ruhigen Demut des Armeleutekindes zu mir auf und sagte leise: „Ach ja, für mein Leben gerne!" — „Habt Ihr denn in der Schule keine Weihnachtsbescherung gehabt?" frug ich weiter. — „O ja, wir haben ganz neue Kleider bekommen, und wir, die gute Noten haben, bekamen auch ganz neue Lesebücher," antwortete es in müdem Tone. Dann blickte es wieder auf die in den Schaufenstern stehenden Puppen und ein heißer Strahl von echter rechter Kindersehnsucht brach aus seinen blauen Augen.

Dieser Blick schnitt mir ordentlich in die Seele und ohne lange zu überlegen, ergriff ich die Hand des Kindes und zog es mit mir in den Laden. Mechanisch folgte es mir und starrte die im Laden umherstehenden Puppen an, während ich rasch eine kleine, einfache Bäuerin mit flatternden Bändern im blonden Puppenhaar wählte und sie dann dem Kinde in die Aermchen legte.

Fassungslos blickte das Kind mich an; dann griff es behutsam mit seinen roten, verfrorenen Fingerchen nach der Puppe, strich zärtlich über die Haare und die Kleider und drückte die winzigen Schuhe zwischen Daumen und Zeigefinger. Währenddessen hatte ich die Puppe bezahlt und faßte nach der Hand des Kindes, um es hinauszuführen. Wie aus einem Traume erwacht, blickte das Kind mich an, und frug leise, als ob es fürchtete, jemand zu erwecken: „Und die Puppe?" — „Gehört dir" — antwortete ich ebenso leise. Nie im Leben werde ich den Ausdruck dieses Kindergesichtes und den jauchzenden Aufschrei, den es ausstieß, vergessen. Mit einem Ruck riß es hernach seine Hand aus der meinen, stürmte, die Puppe fest an sich drückend, zur Türe hinaus und war, trotzdem ich ihm sofort nacheilte, inmitten der eilenden, sich stoßenden Menge auf der Straße verschwunden.

So sentimental und so lächerlich es auch klingen mag, muß ich es doch gestehen, daß jene Stunde eine der schönsten meines Lebens war und zu einer bedeutungsvollen in meinem Leben wurde. Von jenem Proletarierkinde habe ich es gelernt, wie man oft auch durch ganz einfache Dinge so einen Freudenschrecken, in dem man kein Wort, höchstens ein heiseres Aufjauchzen aus der Kehle bringt, erregen und dabei immer ein tausendfaches Echo die Freude am Schenken zu empfinden vermag.

Ihr, die schenken könnt, schenket Armen keine alten, zerbrochenen Dinge, weil in einem solch armen, von Hunger und Sorgen gequälten Menschenherzen unendlich feine Regungen leben, die durch solche Schenkungen brutal niedergetreten werden. Kaufet aber auch keine häßlichen, geschmacklosen Dinge, sondern lehret die Armen die Schönheit verstehen, und Ihr bauet eine Brücke zwischen ihnen und euch.

Kauft auch für eure „Bekannten" keine Occasionswaren, um sie gedankenlos zu verschenken, sondern kennet erst den, den ihr beschenken wollt; schaut euch bei ihm um, horcht nach seinen Herzenswünschen und schenkt ihm das, womit ihr Freude, so einen echten, rechten Freudenschreck bereiten könnt.

Euern Kinder schenkt schöne, aber einfache Dinge; Dinge, die sie verstehen und durch die sie klug werden, wenn die große, stumme Freude vorüber ist. Eure Dienstboten jedoch beschenkt reichlich! Schenkt ihnen, wonach sich ihre oft naiven Herzen sehnen, wenn es auch etwas mehr kostet als ein Dienstbotengeschenk zu kosten pflegt. Ein erfüllter Wunsch, herzlich und freundlich erfüllt, fesselt so manches rauhe Herz an euch, mehr als es blinkendes Gold, unfreundlich hingeworfen, jemals vermag.

Malvi Fuchs.

„Landsknechtkunst" und enthält 36 Reproduktionen nach Zeitungen von Urs Graf, Niklaus Manuel, Stoffel Murer, Tobias Stimmer und anderen schweizerischen Künstlern aus ungefähr der Reformationszeit. Die Eindrücke sind — namentlich bei Urs Graf — erschütternd stark, offenbaren sie doch die ganze Brutalität eines Männerideals, das Jahrhunderte lang und bis in unsere Tage diesen Erdball beherrschte: die Gewalt und die Macht des Starken. Ein zweiter Band „Schönes alte Schweiz" zeigt uns an Hand von 46 Zeichnungen, die der Basler Merian in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts entworfen hat, wie trotz allem dem Zeitalter des Faustrechts, des erwachenden Militarismus der Sinn für Anmut und Schönheit nicht abging, wie vielmehr just in diesen Zeiten überraschend viel Gutes entstand und vorhanden war, Gutes in allen Ausdrucksformen des täglichen Lebens: in Häusern, Kleidern und Geräten, Gutes, das auch seelisch wirkte, das die Reformation hervorbrachte, und das noch Jahrhunderte später, dem Solothurner Maler Disteli den Stichel führte, als er seine Kalenderbilder entwarf. Ihm ist der dritte Band gewidmet, für den Dr. Coulin den Text geliefert hat. Der vierte Band endlich führt uns in die Gegenwart. Er trägt den Titel „Schweizerische Graphik seit Hodler". Der Titel ist vielleicht nicht ganz geschickt, ebenso wenig wie die Zusammenstellung und Auswahl der reproduzierten Blätter. Wer die schweizerische Graphik kennt, weiß, daß man mit Leichtigkeit ein angenehmeres und innerlich weniger zerrissenes Bändchen hätte zusammenstellen können. Vielleicht aber gibt es durch seine Zerrissenheit just ein getreues Bild unserer Tage. . . . Im übrigen sei dankbar und anerkennend auf die wertvollen Publikationen verwiesen.

Erwähnen wir noch kurz zwei andere Bücher aus dem Rheinverlag:

Friedrichs des Großen letzte Tage, von Johann Georg Zimmermann, und

Hebels biblische Erzählungen.

Das erste Buch wird von einer „tragischen Biographie" Zimmermanns eingeleitet, die Ricarda Huch zur Verfasserin hat. Man kennt die geistreiche Frau; sie hat ihre ganzen reichen Gaben angewendet, um uns die Figur jenes wortgewandten, klugen, für unsere Begriffe ein wenig allzu devoten und geschmeidigen Brugger Arztes nahe zu bringen, der an aufgeklärten Höfen Kunst, Bildung, schöne Sitten bestaunte. Die menschlichen Züge, welche uns Zimmermann von dem großen Preußenkönig erzählt, vermögen auch heute noch ungemein zu fesseln. So tragisch auch das Ende Friedrichs sein mochte, so entbehrt es doch nicht eines gewissen Humors, zu verfolgen, wie sich der Große noch so kurz vor seinem Tode dem Machtspruch der Aerzte nicht fügen wollte, wie er alle weisen Ratschläge durch seine ungeheure Lust an guten eßbaren Dingen zu nichte machte! — Ganz anderer Art sind Hebels biblische Erzählungen. Zitieren wir einige Worte aus der Einführung, die wir dem trefflichen Kunst- und Literaturkenner Dr. Albert Bauer verdanken: „Das Buch ist nicht nur ein erlesener Genuß für die Kenner Hebelscher Prosa; es ist geradezu unentbehrlich für jedermann, der seine Kinder in die biblische Geschichte einführen will oder Religionsunterricht zu erteilen hat. Aber es hat darum nichts mit einem Lehrmittel, wie die viel zu vielen zu tun, sondern bleibt ein Meisterwerk deutscher Erzählungskunst, das dem Kinde schon vieles bietet, aber erst dem gereiften Gewissen seinen ganzen Reiz entschleiern wird." Die Erzählungen sind mit reizvollen Holzschnitten von Tobias Stimmers geschmückt. — Ein anderes Buch, das — wir wünschten es sehnlich — der Jugend zum Segen gereichen möchte, ist das tapfere

Der Lehrer hat kein Gefühl für das Kind, von Henri Roorda, eine Uebersetzung aus dem Französischen. Der Verfasser ist langjähriger Lehrer am Gymnasium von Lausanne. Das schlägt ihm zum Heil aus. Denn wer sonst, als ein Lehrer dürfte es wagen, Lehrer und Schule derart zu „diskreditieren", wie das schöne Wort lautet? Vielleicht könnte der Titel auch heißen, und wäre dann möglicherweise noch richtiger: Der Lehrplan hat kein Gefühl für das Kind. Ein Angriff auf die heutige Schulgelehrsamkeit, wie er nicht besser gedacht werden kann! Französischer Geist verleiht dem Verfasser die Möglichkeit, Unangenehmes in beinahe angenehmer Form, und dennoch scharf zugreifend, Satz um Satz packend, zu sagen. Wir werden gelegentlich einige Gedanken aus dem durchaus lesenswerten Buch wiedergeben. — Zum Schluß weisen wir noch auf unsern vortrefflichen

Pestalozzi-Schülerkalender hin, der wie gewohnt auch dies Jahr Buben- und Mädchenherzen mit Entzücken füllen wird. So viel des Schönen, Lehrreichen, Unterhaltenden, Witzigen, Nützlichen, Anregenden in Wort und Zeichnung findet man selten beieinander, wie ein diesem so ausgezeichnet zusammengestellten Jugendjahrbuch und dessen interessanter Schatzkästlein-Beilage. Buben und Mädchen wissen das: ihr Weihnachtswunsch lautet „alle Jahre wieder": Schülerkalender!

Nachstehend noch das Verzeichnis einiger Bücher, die wir wahrscheinlich vor Weihnachten nicht mehr besprechen, die wir aber doch noch erwähnen möchten:

Verlag Bircher: Schriften zur Seelenkunde und Erziehungskunst. Herausgeber: Dr. Pfister. 4 Bändchen. — Gehe hin zur Ameise. Von Heinrich Kutter.

Verlag Rascher: Sternbuch für Jungen. W. Brunner, und Werkstatt des Lebens von Adolf Koelsch. Sammlung Raschers Jugendbücher 6 und 7. — Geschichte der Schweiz. Von Ernst Gagliardi.

Verlag Trösch: Im Widerschein. Novellen von Trabold.

Orell Füßli: Frivolité. V. P. Hauser. Herausgeberin: Frauenzentrale Winterthur.

—0—

Kurze Worte.

Des Leben ist eine allmächtige Desillusionierung.

*

Wir alle müssen Kompromisse schließen, um die Unvollkommenheiten des Lebens ertragen zu können.

*

Wandlungen des Charakters sind bis zum letzten Tage möglich und sollen es auch sein.

*

Man wird von den Menschen erst frei, wenn man nichts von ihnen will, nicht einmal ihre Liebe.

*

Es ist heutzutage noch so bestellt, daß eine Frau nicht durch eigene Kraft, nicht durch ihre Begabung, sondern durch Heirat am leichtesten Karriere machen kann.

Elisa Strub.

Arznei und Stärkungsmittel zugleich

DR. WANDER'S MALZEXTRAKTE

Rein, gegen Hals- und Brustkatarrhe
mit Jodeisen, gegen Skrofulose, Lebertranersatz
mit Kalk, für knochenschwache Kinder
mit Eisen, gegen Bleichsucht, Blutarmut etc.
mit Brom, erprobtes Keuchhustenmittel 10030
mit Glycerophosphaten, gegen Nervosität.
In allen Apotheken erhältlich.

Redaktion: Frau Elisabeth Thommen.

ELCHINA der Krällespender

für Magen, Darm, Herz, Blut und Nerven.

Originalflaschen Fr. 3.75, sehr vorteilh. Doppelfl. Fr. 6.25 in den Apoth.

Ernst Bircher, Bern

Buchhandlung und Verlag.

Für Eltern und Erzieher

Schriften zur Seelenkunde und Erziehungskunst

herausgegeben von Dr. O. Pfister, Pfarrer in Zürich

unter Mitwirkung von 56

Prof. Dr. Bovet, Genf — Dr. med. Oberholzer, Zürich

Prof. Dr. Claparède, Genf — Prof. Dr. Schneider, Riga

Pfister, Dr. O. Die Behandlung schwer erziehbarer und abnormer Kinder Fr. 4.—

Pfister, Dr. O. Verbrecherische Kollen u. angeborene Mutterliebe Fr. 2.—

Pfister, M. Erziehliche als Heilmittel Fr. 2.25

Gibbonet, Dr. H. Der Instinkt und die Kobolbstreiche des Unbewußten Fr. 3.75

Alle 4 Bändchen zusammen in geschmackvollem Geschenk-Karton Fr. 12.75.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, wo nicht erhältlich direkt vom Verlage Ernst Bircher, Bern.

Der Gesundheits-Strumpfgürtel „Viktoria"

behindert den Blutumlauf in keiner Weise und verhütet daher ein gesundes und da echt versilbert, auch ein höchst elegantes Tragen. Er ist aus allerbestem Material hergestellt und bei richtiger Behandlung geradezu unverwüstlich. Wer den Gesundheits-Strumpfgürtel „Viktoria" einmal getragen hat, wird nie mehr zu dem unsäubern unschönen und gesundheitsschädlichen Gummiband zurückkehren. Der Gesundheitsstrumpfgürtel ist Qualitätsware. Achten Sie misstrauisch auf Nachahmungen in Ihrem Interesse zurück. Bei Bestellung genügt die Angabe der oben Beinweite. Preise: 1 Paar Strumpfgürtel, echt versilbert, Fr. 7.80, schwarz Fr. 5.50; Viktoria-Strumpfhalter, Fr. 9.50; Viktoria-Herrensockenhalter, Fr. 12.50. — Vornehme, praktische Geschenkartikel — Erhältlich durch die Alleinvertretung Heinrich Zimmer, Bern, Gesellschaftsstrasse 15 b (1. Stock) 59

ANGLO SWISS BISCUIT CO. WINTERTHUR — Erste Biscuit-Fabrik der Schweiz

Biscuits und Waffeln

feinste Qualitäten. 86

◇

Spezialitäten:

Patria, Haferbiscuits

Marie, Albert, Petit-Beurre Suisse, Polo

sehr schmackhaft und ausserordentlich nahrhaft.

Kindergärtnerinnenkursus

Beginn: 20. April 1921. Dauer 1 Jahr

Interne Frauenschule Klosters (Graubünden) 280

Bauern-Stoffe! Guttuche, Halbleine, Halbtuche, sowie feinere Qualitäten für Männer und Frauen nebst Strumpfwollen u. Decken liefert gegen bar oder in Tausch und Verarbeitung von Schafwolle die Tuchfabrik (Aebi & Zinsli) Gossau (Kanton St. Gallen) 97

Verwenden Sie gegen

Frostbeulen

nur die RESOPON-SALBE „Hausgebrauch" in der Tube. Sie tut Ihnen die besten Dienste, nimmt sofort den Juckreiz und heilt offene Stellen überraschend schnell zu.

Erhältlich in allen Apotheken.

Nach der Grippe – Haarausfall

Als unangenehme Folge-Erscheinung nach der Grippe ist in den meisten Fällen nach überstandener Krankheit — auch oft erst 2 bis 3 Monate nachher — starker Haarausfall konstatiert worden. Es liegt daher im Interesse jedes einzelnen, nicht zu warten, bis der Haarausfall eingetreten und erst dann mit der Pflege zu beginnen, wenn die Verheerungen überhand genommen haben, sondern dem Haarausfall vorzubeugen. — Als das sicherste Mittel zur Bekämpfung des Haarausfalls, besonders nach der Grippe — zur Pflege der Haare — gegen Schuppen, Jucken und Reissen der Kopfhaut — kahle Stellen — hat sich unstreitig Steiner's Peladol-Haarwasser in Verbindung mit Steiner's Peladol-Salbe in tausenden, oft aussichtslosen Fällen, am besten bewährt.

Steiner's Peladol-Haarwasser ist in der Zusammensetzung den heutigen Verhältnissen und dem Stande der heutigen Wissenschaft angepasst — es darf gegenwärtig als das beste Haarpflege-Mittel empfohlen werden.

Mikroskopische Haaruntersuchung u. Spezialisten gratis. Kostenlose Ratschläge und Anleitung zur Haarpflege.

Einige Auszüge aus Briefen.

Ich hatte letztes Jahr nach der Grippe so starken Haarausfall und bin durch Ihre Peladol-Pflege so bald wieder befreit worden, dass ich zum Peladol das vollste Zutrauen habe. Senden Sie für meine Schwester nun ebenfalls die nötigen Mittel, da diese durch die Grippe nun ebenfalls ihr Haar verliert. R. v. A.

Ich kann Ihnen für ihr Peladol-Haarwasser nur das beste Zeugnis ausstellen, bin heute wieder ganz ohne Haarausfall und meine Haare sind so schön und lang, wie noch nie. M. J.

Nach der furchtbaren Grippe bekomme ich nun wieder solchen Haarausfall, dass ich fürchte, meine Haare noch ganz zu verlieren. Durch die Pflege mit Ihrem Peladol hatte ich so schönes Haar und möchte es nun nicht ganz verlieren. Senden Sie mir nebst dem Peladol noch Ihre Salbe und Anleitung, wie ich diesem furchtbaren Haarausfall begegnen kann. Hans K.

Steiner's Peladol-Haarwasser in Flaschen zu Fr. 3.25 und 6.— überall erhältlich oder franko gegen Nachnahme durch

Frau R. L. Steiner, Parfumerie, **Basel 2.**

SCHWEIZER „PERLE"

Butterhaltiges **Kochfett** erster Güte!

In drei Qualitäten A. B. C.

Nur echt durch H. Vetsch & Cie., Zürich und deren Vertreter

Versand in Packungen von 2½, 5 und 10 Kilogramm.

Telephon Selnau No. 68.96

Der Kenner trinkt nur REMUNDS Feigenkaffee Malzkaffee Zichorienkaffee A.-G. ADOLF REMUND LENZBURG

Die willkommenste Gabe zu

Weihnachten

Emma Gerardi-Stahl

„Wie drilli Hausfrauen lernt"

7. Auflage

in Leinen Fr. 3.80

„Drilli in der Küche"

7. Auflage

in Pappband Fr. 5.80

Diese beiden Werke sind schon in 55,000 Exemplaren verbreitet!

Jede Schweizertochter und jedes Dienst- und Küchenmädchen sollte diese vortrefflichen Bücher besitzen!

Wenn der Schleier fällt

Wahre Geschichten

nach erzählt von Käthe Dorn

Mit künstlerischem Titel u. Deckel

Preis Fr. 3.80

Auch diese neue und eigenartige Gabe der in ihren Kreisen beliebten Schriftstellerin wird zweifelsohne ihren Siegeszug haben.

Verlag: Eduard Erwin Meyer, Aarau

„Mutterseele"

Eine Frauen-Lebenskunst in Form eines Romans von Brig. Toffen. Aus Urteilen: „Das jede Weib der Mittelschicht könnte man tiefes Wort nennen." „Das Buch einer Frau für Frauen die sich nach Sonne sehnen" geb. Fr. 4.85 in Künstlerbatik geb. Fr. 7.20 231

Das Weihnachtsbuch f. Frauen Rosa u. Urteilen Welsen-Verlag, Rüschlikon (Zürich).

COLLBONA

ist und bleibt das bekannte, beliebte unschädliche Mittel gegen

Kropf und dicken Hals

Ein Kunde schreibt: „Ersuche Sie höflichst mir 2 Schachteln Collbona-Tabletten neue Packung à Fr. 4.50 per Nachnahme zu senden, da ich bei der ersten Schachtel schon erfreulichen Erfolg konstatiere".

Tabletten in Schachteln à 60 St. Fr. 4.50 i. d. Apotheken

Privat-Kochkurs in Heiden.

Wiederbeginn neuer Kurse 4. Januar und 25. Januar. Beste Gelegenheit zur gründlichen Erlernung der gut bürgerlichen u. feinern Küche. Spezialitäten in warmen u. kalten Platten. Süsspeisen u. Patisserie. Familienleben. Prospekte durch die Leiterin Frau Mock-Weiss.

Pension Weiss Heiden.

Tea Room-Pätisserie. Das ganze Jahr offen. Fremden und Passanten empfiehlt sich bestens R. Mock-Weiss. Telephon 127.

Grosser Gelegenheitskauf

in Löffel, Gabeln und Messern, prima Qualität, solange Vorrat reicht

Esslöffel, Alpacca	Dtz.	Fr. 19.—
Essgabeln, Alpacca	Dtz.	„ 19.—
Tischmesser, Alpacca	Dtz.	„ 26.—
Kaffeelöffel, Alpacca	Dtz.	„ 17.—
Essgabeln und Messer mit Ebenholzgriffen (schwarz), per 1 Dtz. (total 24 Stück)		„ 24.—
Messer allein	Dtz.	„ 16.—
Esslöffel, Aluminium, fein poliert	Dtz.	„ 4.—
Essgabeln, Aluminium, fein poliert	Dtz.	„ 4.—
Tischmesser, Alumin., fein poliert	Dtz.	„ 12.—
Kaffeelöffel, Alumin., fein poliert	Dtz.	„ 3.40

Sämtliche Tischmesser mit 1a. Solingerstahl.

Versand per Nachnahme per ½ Dutzend ab. 217

C. Wolter-Moeri, La Chaux-de-Fonds.

Die Macht der ZEITUNGS ANNONCE kann der Geschäftsmann besitzen, wenn er sich durch die älteste schweizerische ANNONCEN-EXPEDITION beraten lässt.

ORELL FÜSSLI ANNONCEN

ZÜRICH 1 · BAHNHOFSTR. 61 und Filialen & allen größeren Plätzen

OFA

WUNDER

Der moderne Backapparat

Kein Backeln nötig. Einfachste Handhabung. Zuverlässiges Backen auf Gas, Elektrisch, Petrol.

Für jede Hausfrau ein willkommenes

Weihnachts-Geschenk

Erhältlich in besseren Haushaltungsgeschäften und Gaswerken. 244

Fabrikant: K. Scheer-Trüb, Oerlikon.

Berner-Leinwand

Handweberei

Bett-, Tisch-, Toilletten-, Küchenwäsche in Leinen, Halbleinen und Baumwolle, für Spitäler, Anstalten, Hotels und Private. 93

Spezialität: Brautausstattungen.

Sorgfältige, geschmackvolle Ausführung garantiert.

Müller-Stampfli & Cie., Langenthal.

Nachfolger von Müller-Jaggy & Cie.

Gegründet 1852. Muster umgehend. Telephon Nr. 23

Zahnpraxis

A. Hergert

Zürich pat. Zahnt. Bahnhofstr. 48

Spezialist für schmerzloses Zahnziehen

Zahnersatz ohne Platten. 105

3 best eingerichtete Operationszimmer.

Hochaktuell

Wer sich für praktische Durchführung der 209

Verjüngungslehre

ohne Operation, ohne künstliche Mittel, von jedem Mann und jeder Frau aus eigenem Antrieb auf Grund authentischer Originalquellen, interessiert, verlange gratis und franko Prospekt für einschlägige Literatur.

R. Ott, Rütistrasse 6, Zürich.

Charakter

Gemüt u. Tüchtigkeit aus der Handschrift analysiert wissenschaftlich. Analyse Fr. 3.—, Rückporto. 145

Grapholog. Institut, Basel 12.

Schutzcreme RASIERE

Weihnachtsangebot!

Volksbettmannen

aus ganz starkem Stich mit starken Füllen, 165 cm Länge, hat noch in beschränkter Anzahl auf Lager zu Fr. 70.— das Stück frko jede Schw. Zahlungsstation gegen Nachnahme. J. Stauber, Schlosser, Seftigstadt (Bernes, Aargau. F 250 8

Stoffbüsten

Büste allein Fr. 14.— mit Ständer Fr. 20.— franko ganze Schweiz 235

Rob. Leonhardt-Ringg Kreuzlingen (Thurg.)

Offeriere ausgezeichnetes, ärztlich beauftrachtetes 236

Kräuterhaarwasser

gegen das Ergrauen der Haare Flasche Fr. 3.—

Brennesselwurzelwasser

ausgezeichnetes Mittel gegen Schuppen u. Haarausfall Fl. Fr. 3.—

Hanfsamenlege-Schuhsohlen

bestes Mittel gegen kalte Füße, Rheumatismus, das Paar für Herren Fr. 2.—, für Damen Fr. 1.80. Versand franko gegen Nachnahme. Versandhaus Elphob, Pfäffikon, Zürich 22.

Nervenleiden

entspringen aus falschem Denken und führen. Schreiben Sie mir, ich zeige Ihnen den Weg zur Harmonie der Seele und der auf ihr beruhenden Gesundheit. E. Rose, Arzt f. Nervenleiden, Luzenberg (Appenzell). 190

Gelegenheitskauf!

Erstklassige 239

Grüner-Nähmaschinen

Preis Fr. 170.— erstklassige Seitzer-Nähmaschine, brauchfertig, Preis Fr. 190.— Verkauf nur gegen bar.

J. Suckert, „Feldblume", Pfäffikon (Aargau).

Ia. Obstwein

hell mit feinem Bouquet, franko Mutt, Fässer frankozurück. Birnen zu 25 Cts. Birnen, fäßlich, zu 30 Cts. 10863

Franz Suchsen, Sentenhof, Muri (Aargau).

Marseiller-Seife garant 72%, 10 St. zu Fr. 4.50, sowie hochf. Seifenpulver, nicht zu vermechseln mit gewöhnl. Waschpulver, bester Ersatz für Seife. 10 Mat. à 500 Gr. zu Fr. 9.— Bei Bestellung von Fr. 20.— wunderschönes Geschenk, jede Dame ist entzückt.

Versandhaus Waldrasi 9389 Plaffeien (St. Gallen)

Gottfried Keller's ausgewählte Werke

Volks-Ausgabe

in sechs schön ausgestatteten Bänden zum Preise von Fr. 30.—, welche in sechs monatlichen Raten von Fr. 5.— bezahlt werden können. — Bestellung auf Postscheck-Konto VIII 2185 unter gleichzeitiger Einzahlung der ersten Rate plus Porto Total 5.60.

Verlag G. Meyer, Seefeldstrasse 111, Zürich 8

Für den kantonswegen Verbrauch des „Rexolin" Spezialmittel gegen Frostbeulen, aufgesprungene Hände, böse Füße etc. sowie „Epidermol" bestes Mittel gegen Hühneraugen, Warzen etc. werden energische Provisions-Reisende, event. Hausierer (Herren oder Damen) per sofort gesucht. Sehr lohnen Sich wenden an C. Sutlesmeier, dipl. Faßarzt, Luzern, Pilatusstraße.

Heute noch

könnten Sie bis

Fr. 25,000

gewinnen.

Kaufen Sie sich Lose der

Krankenkassedes Bezirkes Zofingen

Gewinn sofort ersichtlich

Neues, amtlich patentiertes Lessystem

Haupttreffer: Fr. 25,000.-, 5000.-, 1000.- etc.

Verkauf in Couverts zu 2 Losen = Fr. 2.—, Serie à 10 Lose = Fr. 10.—.

Gesamttreffer Fr. 125,000.—

Alles in Bargeld.

Bestellungen und Geldsendungen sind zu richten an

Peyer & Bachmann

Los- und Prämienobligationen-Bank

Telephon 20.00 Luzern Pilatusstraße 7

Postcheck-Konto VII/766

2200

Seiden-Kradolfer 115 Stadthausstr. Winterthur

empfiehlt sein reichhaltiges Lager

„Musiziere auf Sonora"

Neueste und vielfach verbesserte kreuzsaitige Klavier-Zither

„SONORA"

kann nach unterlegbaren Blättern ohne Notenkenntnisse und ohne Lehrer von Jung und Alt tatsächlich in 1 Stunde erlernt und gespielt werden.

Prachtvolle harfenähnliche Tonfülle. Übertrifft alles Ähnliche.

„Sonora" das moderne Musik-Instrument

sollte im keinen Familien fehlen. 237

Grösse 2½ 5 Akkorde, 51 Saiten Fr. 58.—.

Grösse 3½ 6 Akkorde, 61 Saiten Fr. 65.—

Teilzahlung — Katalog Nr. 76 gratis.

W. Bestgen, Sohn, Bern

Musikwaren-Versand, Bundesgasse.

Damen-Taschen

Spezialität: Reparaturen von Damentaschen

Th. Akeret, Sattlerei, Preiergasse 8 beim Mosshaus Zürich 1 Limmatquai

Reise-, Brief-, Geldtaschen, Koffer, Handkoffer.

PIANOS LIEFERN VORTEILHAFT

F. PAPPESOHNE KRAMGASSE 54 BERN TELEPHON 1533

Für Weihnachten!

SUSANNA MÜLLER

Das fleissige Hausmütterchen

Aeltestes und bestbewährtes schweizerisches Geschenkwerk f. Frauen u. erwachsene Töchter neu bearbeitet unter Berücksichtigung der jetzigen Verhältnisse.

Mit über 870 Seiten Text, 4 Kunstdrucktafeln und 475 Abbildungen, davon über 275 für Hand-Arbeiten und Schneiderei, Gartenbau, Blumenpflege, Geflügel- und Kaninchenzucht etc. Bleichzeitig ausführlichstes Kochbuch für die einfache und feinere (auch vegetarische) Schweizerküche, zwei für Kochkisten jeder Art. Ratschläge zur Kindererziehung, Kinder- und Hauskrankenpflege; Pilz- und Heilkräuterkunde. — In schönem und sehr solidem Geschenkband Frcks 16.Fr.; in vornehmes Halbfranzband (Leder mit echter Vergoldung) 25 Franken

Bisheriger Absatz über 106,000 Ex. 1516

Schweiz. Frauenfachschule f. d. Bekleidungsgewerbe in Zürich 8. (Unter staatl. Aufsicht).

Lehr- und Ausbildung gewerbsmäßiges f. Schneidern (nach Jackenkleider, unter Schneidermeister), Weißnähen, Knabenschneiderei, Zuschneidekurse, Ausbildung von Fachlehrerinnen. Kurse für d. Hausgebrauch. Prospekte verlangen. 164

Violinen, Mandolinen, Lauten, Gitarren
Konzert- und Gitarre-Zithern - Saiten
Hand- und Mund-Harmonikas, Musikständer - Notenpulte - Musiker-Büsten

PIANOS
FLÜGEL
HARMONIUMS

Musikalien für Gesang u. alle Instrumente
Auswahlsendungen :: Kataloge

Stimmungen - Reparaturen
in eigener Reparaturwerkstätte

242

MUSIKHAUS A. BERTSCHINGER & Co., ZÜRICH 1.

Ganz besonders billiges

Weihnachts-Angebot

MANTEL-STOFFE
OCCASION OCCASION

Uni, gestr. marine u. schwarz, schwere, sol. Ware 140 cm breit **Fr. 10.—**
Weichwollige, reinwollene Ware in mod. Farben, uni, mellert und karriert 140 cm breit **Fr. 12.—**,
Velours de laine m. ap. Saisonfarben u. neuen Carreaux-Stellungen, reinwollene, erstklassige Qualität, 150 cm breit **Fr. 19.—**

KLEIDER-STOFFE
OCCASION OCCASION

Reinwollene Cheviots in all. neuen Farben bes. solid, 110 cm **Fr. 9.—**
Cachemire in vielen Farben, reine Wolle,
Eccosais in schönen Stellungen
Covert-Coat und Engl. Tailleur-Stoffe in grosser Auswahl, 105—160 cm breit **Fr. 10.—**

SEIDEN-STOFFE :-: SAMMETE

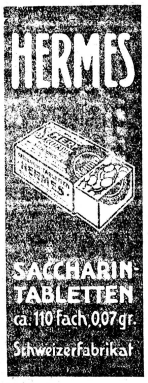
Einfarbige Seidenstoffe

Satin de chine, Merveilleux u. Surah, schwarz, weiss u. farbig 45/50 cm br. 3.90, 4.75, **5.75**
Crêpe Chiffon mod. gr. Farbensort. f. Kleider u. Blous., 100 cm. br. **5.—**
Crêpe de Chine, nur ganz sol. schwere Qual., bes. preisw. 100 cm. breit, 14.—, **9.—**
Taffetas Chiffon f. Nachmittags- u. Abendkleider uncharchierte Ware 91 cm breit **10.—**

Fantasie-Seidenstoffe

Taffetas Damier, marineblau f. Blousen u. Futterzwecke, 45 cm br. **2.50**
Pailleté-Rayé in ganz bes. Farbenstell. sehr vorteilhaft 50 cm. br. **4.50**
Crêpe de chine Imprimé f. Kleider und Blousen, erprobte, sol. Ware, 100 cm br. **9.—**
Bedr. Foulards und Rohseide für Morgenröcke, Mantelfutter, Lampenschirme, Handarbeiten, 80 - 90 cm breit **10.—**

Magazine zum Wilden Mann, Basel



Achtung.
Feste Bezugsquelle für 245
Damenstoffe
zu sehr günstigen Preisen, mit Zahlungserleichterung, ohne Preisaufschlag. **Stoffmagazin Potzgki, Basel,** Aktstr. 104.
Verlangen Sie Muster.

Die Stifts-Kellerei
Muri bei Bojen **Gries** (Tessin)
liefert ihre vorzüglichen
Eigenbauweine
(in Gebinden und Flaschen)
direkt an Private durch die Generalvertretung:
Brombergstraße 35,
Tel. 2406 **Luzern.**

4—5 Monate alte **Pullen** à Fr 8 — bis 10. per Stück; echter hiesiger **Sommerbienenhonig** à Fr. 6.80 per Kg; echter hiesiger **Herbstbienenhonig** à Fr. 5.50 per Kg.; **Nüsse** à Fr. 1.— per Kg. 185
Kastanien u. Marroni
zu den bestmöglichsten Tagespreisen. Garantiert gute Ankunft.
A. R. Della Ca, Campasolo.
(Graubünden).

Grüne Kastanien
à Fr 6.60 per 10 Kg., Säcke in begriffen. Größere Quantitäten ev. per Nachnahme **Dürre Bohnen** farbig à Fr. 1.— per Kg. von 5 Kg Säcke an. Gegen Nachn.
A. Pedrazzini & Biaggi,
296 Ranzo (Tessin)

Gross und Klein
schützen sich am besten vor
Erkältungen Husten etc.
durch regelmässigen Gebrauch einer
Thermac Pastille
abends beim Schlafengehen
morgens beim Aufstehen!
Erhältlich in allen Ablagen d. Original-schachtel zu Fr. 1.75

Gesucht eine zuverlässige, exakte
Magd
zu einem Landwirt **G. Bolliger,** alt Gemeinderat, **Leutwil,** Bezirk Kulm, Aargau

---

Verkauf. Aus Privathaus alte, sehr wohltönende, tadellos erhaltene
Violine.
Offerten unter Chiffre **F 251 Z an Orell Füßli-Annoncen, Zürich,** Bahnhofstraße 61.

Kaffee Hag

Der koffeinfreie Bohnenkaffee
zeichnet sich durch seine unschädlichkeit aus und besitzt außerdem die Vorzüge des koffeinhaltigen Kaffees. **Dr. med. Ph. M.**
8

Weihnachts-Ausstellung

Eine ganz einzige Auswahl in
Bonbonnièren
Christbaum-Schmuck
Chocoladen, Biscuits
Kaffee und Tee
in hübschen Geschenk-Dosen
11174 finden Sie im 581

„MERKUR"

Grösstes Spezialgeschäft für Kaffee, Tee und Chocoladen
Beachten Sie unsere Schaufenster-Ausstellungen.

Pianos · Harmoniums · Flügel
Kunstspiel-Klaviere
PHONOLA & TRIPHONOLA

All' diese Instrumente eignen sich wie kein anderer Gegenstand zum

Weihnachtsgeschenk

So ein Klavier bringt Freude ins Heim, u. bildet zudem eine gute Kapital-Anlage.
Besichtigung ohne Kaufzwang, im

Pianohaus Jecklin

Zürich, Ob. Hirschengraben 10.
Filiale in Davos

E. Séquin-Dorman
Sonnenquai 16
Zürich
Qualitätshaus
für Küchen u. Haushalteinrichtungen
Gediegene Festgeschenke
in reichster Auswahl. 33

F.C.W. Liebe **Spielsachen** für Mädchen

Puppenköpfe in Celluloid, Holz und Papiermaché, mit u. ohne Haare, feste u. bewegliche Augen, verschied. Qualitäten, alle Größen.
Perücken mit echten u. unechten Haaren, lange Frisur oder Zöpfe, **Holzarme.**
Puppenkörper von Stoff oder Wachstuch, mehrere Arten alle Größen, auch feine mit beweglichen Gliedern.
Feine ungekleidete Gelenkpuppen mit f. Porzellankopfen, Schlafaugen und Perücken, 18 cm bis 80 cm lang.
Feine ungekleidete Sitzbabis, Porzellankopf mit Haar, Schlafaugen, 20—60 cm.
Celluloidbabis ungekleidet, bewegliche Arme und Beine, gemaltes Haar, in allen Größen von 7½—55 cm.
Gekleidete Puppen, bewegliche Körper in allen Größen, verschiedene Qualitäten, moderne Kleidungen, reiche Auswahl.
Starke Wickelpuppen für die Kleinen, Stoffkörper, Celluloidkopf.

Die schönsten, dabei wirklich dauerhaften, künstlerisch ausgeführten Puppen sind die
„Käthe-Kruse-Puppen"
sie haben einen natürlichen, kindlichen Gesichtsausdruck, sind einfach, aber geschmackvoll gekleidet. Die Körper aus wasserdichtem Stoffe kann man waschen, sie sind nur in der Größe von 43 cm vorrätig in Hemdchen und angekleidet in vielen Arten, mit Knaben- oder Mädchenkleidern.

Schweizer Trachtenpuppen, Bernerinnen, Appenzellerinnen.
Alle zur Bekleidung von Puppen nötigen Artikel: Puppenhüte, Häubchen, Wäsche, (Hemdchen, Höschen, Unterröcke, Jäckchen, Lätzchen), Strümpfe, Schuhe, **Kleidchen,** einfache bis zu den feinsten, alle Größen, Schürzen, Mäntel, Jaquettes.
Alle möglichen Puppensachen, wie Milchflaschen, Wärmeflaschen, Schmuck, Kämme, Toilettesachen, Schulsachen, Schirme usw.
Schön bemalte Puppenwagen mit Rohrgeflecht oder Holzkasten in modernen Formen und Farben **in sehr großer Auswahl.**
Puppenspielwagen in vielen Sorten.
Matratzen, Kissen, Deckchen, Steppdecken, Wagendecken für Puppenwagen.
Badewannen, Blech, fein lackiert, viele Größen, **Pumpbrunnen.**
Badeanstalten, leer und ausgestattet mit Puppe und Wäsche
Glättebretter, mehrere Größen.
Glätteeisen, amerikanische Form
Elektr. Kinderbügeleisen, garnierte Besenständer, Waschzuber, leer und garniert, mit Klammerkorb, Seifenbecken und Seife.

Höfliche Einladung zum Besuche der
Weihnachts-Ausstellung.

Franz Carl Weber A.-G., Zürich
Spezialhaus für Spielwaren.

Kropf und dicker Hals
wird rasch geheilt durch mein erprobtes Kropfmittel. (Unschädlich.) 1 Flasche Fr. 3.50. Prompte Zusendung durch **E. Siegenthaler.** Arzt. Herisau.

OLGA
GESUNDE-NATURGEMÄSSE
SCHUHE
sind genau der natürlichen Form der Füsse angepasst, verstümmeln diese nicht und haben ein gediegenes Aussehen. Wem es daran liegt, die Gesundheit seiner Füsse und damit sein Allgemeinbefinden zu heben, verlange sofort unsern Gratis-Katalog.
Wir fabrizieren
Kinder-, Damen-, Herrenschuhe
in allen Preislagen. Direkter Verkauf an Private.
Verkaufsbureau 104
Olga-Schuhfabrik, Locarno-Muralto.
Vertreter überall gesucht.

Dihydron
und 199
Tropen-Teint sind eins!
Notieren Sie die Bezugsquelle
Verlangen Sie Prospekte.
Preis Fr. 6.50 durch das Chem. Laboratorium von Dr. A. B., Basel, Postfach Nr. 4567. Postcheckkonto Nr. V/4738 Basel.

Gesucht für 1. Januar 1921 treues, fleißiges 243
Mädchen
welches gut bürgerlich kocht und alle Hausarbeit übernimmt. Guter Lohn. Zeugnisabschriften sind zu richten an **Frau Dr. Ludwig, Dottikon** (Aargau)

Haar-Ketten
Andenken von bleibendem Wert, komplett in Gold- und Doublé-Beschlag prompt und billig. Anfertigung von eingef. Haar unter Garantie. **Anhänger, Broche mit Photographie.**
Zöpfe — Teile
Beweis. Muster **gratis** 220
P. Wölkner, Haarkünstler Zürich, Marienstraße 17.

Wunder Voll!
Eine Erzählung von
Frau R. Hoffmann, Genf
Künstlerisch illustriert. Fein geb. **Fr. 7.—.** Urteile:
Mädchen-Vereinigung Winterthur: 241
Wie danken wir Mädchen doch der Verfasserin, die uns ihr Bestes, ihr unregierfrei eigenes Empfinden mit auf den Weg gibt, damit es sonnenhell uns selber u. unsere Umgebung durchleuchtet
Frau Marie Doppeler. Nowawes, Potsdam:
Eine ganz reizende spannende Erzählung, in welcher ein tiefer Schatz von ernsten Wahrheiten und mütterlichen Rat verborgen liegt. Ganz besonders zu empfehlen für unsere Mütter, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, und für junge Mädchen, die Sehnsucht nach einer glücklichen Ehe im Herzen tragen
Beziehg: Eduard Erwin Meyer, Aarau

Die Frau als Hausärztin
von **Dr Anna Fischer-Dückelmann** neueste Auflage, politiert, vornehm gebunden statt Fr. 50.— nur **Fr. 30.—.**
Ebenso vorteilhaft: **Genft Zahn,** Menschen, die Claire Marie Einsamkeit, Schattenhaus, Die da kommen, Der Apostelfer, Was das Leben zerbricht, Kämpfe, Firnwind, Der sinkende Tag 2c. eleg. gebunden, statt Fr 12.— **je Fr 3.85** 46
Post ach 17643 Vsi
(St. Gallen)

Herzlich empfohlen für Brustarme und Magenleidende alte bewährte, echte 239
Konstanzer Trieftschnitten
in Wein oder Milch zu nehmen. Ferner empfehle ich **Hüppen, Mandelkonfekt** 2c
Frau M. Bommer,
Bleicherweg 42. **Zürich 2.**

Das Schnitt-Album für Winter
La mode du jour
mit deutschem Text ist erschienen Fr. 2.50
Auf Lager sämtliche
Schnitt-Muster
Ablagen werden errichtet, wo noch keine solche, durch
J. Ackermann, Renens 10.

Echte
indische Teppiche
(Wand-, Tisch-, Boden-Schmuck)
Direkter Import. Originalmuster stehen zur Verfügung
Frau Uhlinger-Wälthrich, Wattwil.
156

Kunst & Spiegel A.-G.

Bahnhofstrasse 51 **ZÜRICH** z. Mercatorium

Wir bitten um gefl. Besichtigung unserer diesjährigen

Weihnachts-Ausstellung

empfehlen als hübsche Festgeschenke:
Echte Bronzen - Marmor - Fayencen
Cristalle - Gerahmte Bilder
Photographierahmen - Spiegelständer - Schmuckschatullen
Einrahmungen.
Im Dezember geöffnet: Samstags bis 7 Uhr. Sonntags bis 6 Uhr